

Dritter Abschnitt.

Der Verlauf des niedersächsisch-dänischen Kriegs.

Bevor im Jahr 1626 der niedersächsisch-dänische Krieg mit größerem Nachdruck ausbrach, mußte noch einmal ein diplomatisches Vorspiel aufgeführt werden. Auf Grund der von beiden kriegführenden Theilen unermüdlich wiederholten Versicherung, daß sie nur zu ihrem Schutze die Waffen ergriffen hätten und übrigens mit keinerlei feindseligen Absichten umgingen, hatte Kursachsen, dem sich auch Kurbrandenburg anschloß, eine Ausgleichsverhandlung herbeigeführt, welche in Braunschweig zwischen den Vertretern der niedersächsischen Kreisstände, einschließlich der dänischen Gesandten, einerseits, und den Abgeordneten der vom Kaiser dazu bevollmächtigten Generale Tilly und Wallenstein andererseits, vom November 1625 bis in den März 1626 vorgenommen wurde. Die Absicht war, gegen Bürgschaften für die so hoch beteuerten friedlichen Gesinnungen die Niederlegung der Waffen zu erwirken. Leider jedoch konnten die Verhandlungen, da eben jene Beteuerungen nur zum kleinsten Teil auf Wahrheit beruhten, zu keinem unmittelbaren Ergebnisse führen. Ihre Bedeutung bestand vornehmlich darin, daß sie die im protestantischen Lager herrschende Zersahrenheit neuerdings bestätigten und nebenbei einen Einblick in tiefer liegende und unerbittlich weiter wirkende Gegensätze der kämpfenden Parteien eröffneten.

Gleich zu Anfang erkannte man den unter den niedersächsischen Ständen herrschenden Zwiespalt daran, daß die Stände, welche der Bewaffnung des Kreises nicht zugestimmt hatten, besonders der Herzog von Lüneburg und sämtliche Städte, sich an der Tagung gar nicht beteiligten. Aber auch der Gegensatz zwischen dem König von Dänemark, der ja allein den Krieg ernstlich gewollt hatte, und den mit ihm zusammenhaltenden Ständen, die sich halb widerwillig in den Krieg hatten führen lassen und auch jetzt noch eine Abfindung mit dem Kaiser erhofften, trat im Fortgang der Verhandlungen hervor und würde wohl noch stärker hervorgetreten sein, wenn nicht die nach den früheren Vorgängen (S. 258) nicht mehr zu umgehende Frage der Sicherung der Protestanten in ihrem Besitze von Bistümern, Stiftern und sonstigem Kirchengut in die Verhandlungen eingemischt

wäre. Der Kaiser hatte sich in dieser Beziehung, wie erwähnt (S. 293), bereit erklärt, die Mühlhausener Zusicherung zu verbürgen. Allein diese Zusicherung bot nur Schutz gegen gewaltsame, nicht aber gegen rechtliche Anfechtungen des Besizes, und daß eben Anfechtungen der letzteren Art am kaiserlichen Reichshofrat erfolgt waren und bei konsequenter Fortsetzung den größten Teil der protestantischen Errungenschaften aufzuheben drohten, das hatte die niederländischen Stände mit den schwersten Sorgen erfüllt. Um also der katholischen Restauration im entscheidenden Augenblick ein Halt zu gebieten, verlangten sie die weitere Zusicherung, daß Streitigkeiten über das Recht an Bistümern, Stiftern, geistlichen Gütern, deren Entscheidung auf kontroversen Satzungen des Religionsfriedens beruhte, von den Reichsgerichten zum gütlichen Ausgleich zu verweisen seien. Aber so deutlich wie diese Forderung, so deutlich war die sofort erteilte Antwort: in Verwaltung der Justiz, erklärten die kaiserlichen Subdelegierten, behalte der Kaiser freie Hand.

So gingen die Verhandlungen ohne den gewünschten Ausgleich zu Ende. Aber das ging aus ihrem Verlauf klar hervor, daß in dem nun wieder ausbrechenden Krieg darüber entschieden werden müsse, ob die geistlichen Fürstentümer, Stifter und Klöster von den niederländischen Protestanten behauptet, oder vom Kaiser den Katholiken wieder zuerkannt, und das Erkenntnis von siegreichen Truppen vollstreckt werden sollte.

Die kriegerischen Bewegungen selber wurden seit dem Februar und März 1626 mit größerer Kraft wieder aufgenommen. Hier aber zeigte sich zunächst der frischere Mut zur Offensive auf dänischer Seite. Den Dänen gegenüber hielt Tilly von seinem Hauptquartier zu Alfeld aus seine Truppen vorsichtig zurück: die Hauptmasse hatte er in einem Viereck zwischen Weser und Leine, dessen Endpunkte an der Weser durch den Austritt des Flusses aus hessischem Gebiet im Süden und die Stadt Minden im Norden, an der Leine durch die Umgebung von Göttingen im Süden und durch Pattensen nahe bei Hannover im Norden gebildet wurden, aufgehäuft; seine vorgeschobenen Posten reichten vorwärts über die Leine hinaus an die nordwestlichen Ränder des Harzes, rückwärts über die Weser nach Lübbecke, Herford und Bielefeld, wo sie nach Osnabrück und Münster ausschauten, nach Süden in die nördlichen Gebiete von Hessen und ins Stift Hersfeld. Verstärkt durch einige Neuworbungen und die früher abgetrennten Teile, besonders das Corps Anholts, zählte die Armee auf dem Papier ungefähr 30 000 Mann, darunter zehn Infanterieregimenter.¹⁾ Aber die wirkliche Zahl war weit geringer und noch während der Winterquartiere durch die Feindseligkeit des Landvolks und Ueberfälle der gegnerischen Truppen schwer mitgenommen; da außerdem der größte Teil in Besatzungen festgelegt war, so rechnete Tilly den im Feld verwendbaren Teil noch im Mai nur auf 6000 Mann zu Fuß und 40 Compagnien zu Pferde. An diese Ligatruppen schlossen sich dann, nur durch die Zentralmasse des Harzes von ihnen getrennt und die Reihe ihrer Quartiere am nordöstlichen Abhang des

¹⁾ Heilmann II 2 S. 892. Vgl. II 1 S. 189. (Das an letzterer Stelle genannte Regiment Mortaigne ist das an ersterer Stelle genannte Regiment Fürstenberg. Vgl. II 2 S. 891.) Ueber den Unterschied der angeblichen und wirklichen Stärke und die Unzuverlässigkeit der „heillosen Musterungen“ vgl. Maximilians Schreiben vom 21. Mai 1626 bei Opel II S. 485/86.

Gebirges eröffnend, die den Süden des niederfächsischen Kreises sperrenden Streitkräfte Wallensteins. Nachdrücklicher als Tilly, weil er die Weisungen seines Kriegsherrn nicht abwartete, sondern erzwang, hatte der kaiserliche General seine Armee zu verstärken begonnen; wenn man aber als Maßstab der bis März 1626 wirklich erzielten Verstärkung die Zahl der Infanterieregimenter nahm, so ergab sich doch nur, daß die acht Regimenter, mit denen er ausmarschiert war, auf neun¹⁾ gestiegen waren. Die Bildung weiterer Regimenter war erst im Gang, so vor allem die auch politisch so hochwichtigen Zurüstungen des Herzogs Georg von Lüneburg, des jüngeren Bruders des regierenden Herzogs Christian, der im Jahr 1623 seine militärische Laufbahn als General jener kläglichen Armee, welche der niederfächsische Kreis aufstellte (S. 235), begonnen hatte. Von Wallenstein am 1. Januar 1626 aufgefordert, ein Regiment zu Fuß und eines zu Pferde im Dienst des Kaisers zu werben und zu führen, folgte er dem Rufe nicht nur in dem Drang nach kriegerischer Bethätigung, sondern auch unter dem Antrieb welfischer Hausinteressen. Gegen Ende des Jahres 1625 hatte er vernommen, daß man im geheimen Rat des Kaisers damit umgehe, dem einzigen Bruder des Herzogs Friedrich Ulrich, dem Halberstädter Christian, ja vielleicht auch Friedrich Ulrich selber, das Recht an die vom Vater hinterlassenen Lande Braunschweig-Wolfenbüttel und Calenberg abzuerkennen, wodurch dieselben, da der ältere Bruder kinderlos, der jüngere unverheiratet war, erledigt werden mußten. Da war es denn die Zusage Wallensteins, in diesem Fall den kaisertreuen Lüneburgern die Belehnung mit den Landen ihrer Stammesvettern zu erwirken, welche Georgs Bereitwilligkeit erhöhte. Indes, diese Werbung verlangte Zeit, und ehe der Herzog mit seinen Truppen aufkam, rückte der Hochsommer heran. Aehnlich aber wie mit dieser, ging es mit anderen Werbungen. Im Monat März wollte daher auch Wallenstein die Zahl seiner wirklich vorhandenen Truppen nicht über 18000 Mann schätzen, von denen wieder nur zwei Drittel im Feld zu verwenden seien.²⁾

So, im Bewußtsein des noch immer unbefriedigenden Zustandes ihrer Truppen, hielten beide Feldherren sich in vorsichtiger Defensiv. Ihnen gegenüber wahrte nun auch König Christian, soweit es auf seine Person und den Kern seines Heeres ankam, eine beobachtende Stellung. Aber der Unterschied war, daß sich ihm Truppenführer angeschlossen hatten, die nicht rasten wollten oder konnten. In erster Linie waren es Ernst von Mansfeld und Christian von Halberstadt, daneben auch der seit Beginn des Krieges in des Königs Armee eine Abteilung führende Herzog Ernst von Weimar. Und diese Männer waren es nun, die der König zu drei offensiven Vorstößen verwandte.

Mansfeld war, wie schon erzählt, seit Ende des Jahres 1625 an der Arbeit, seine Heerestrümmer mit Hülfe spärlich eingehender französischer und englischer Subsidien zu ergänzen. Der Schrecken seines Hauptquartiers wurde hintereinander den kaisertreuen Herzögen von Lüneburg und von Lauenburg zu-

¹⁾ Wallenstein an Spinola, 1625 Dez. 19. (Ehlmecky n. 42 S. 29.) Tilly an Baiern, 1626 März 14 (Opel II S. 483). Das neunte Regiment war das aus den Niederlanden (S. 291 Anm. 1) herangezogene Regiment Collalto.

²⁾ An Collalto, 1626 März (nicht Mai) 6, bei Ehlmecky n. 61 S. 33).

gedacht; bezeichnet wurde er in seiner neuen Stellung als ein von Frankreich und England „dem niederländischen Kreis zum besten bestallter Diener“. In seinem Gefolge hatte sich ursprünglich, als er noch in den Niederlanden stand, der Halberstädter Christian als Reitergeneral befunden. Aber in dem stets zwischen Gader und Ausgleich wechselnden Verhältnis beider Abenteuerer hatte inzwischen einmal wieder der Zwiespalt die Oberhand gewonnen, und in dieser Stimmung war im Kopfe des Halberstädters der Gedanke aufgegangen, nochmals selbständig in den Krieg einzugreifen. Seinem Wunsche kamen die zerfahrenen Zustände der Regierung seines Bruders Friedrich Ulrich entgegen. An dessen Hof stritt unter den herzoglichen Räten eine für die Unterwerfung unter den Kaiser eintretende Partei mit ihren dänisch gesinnten Gegnern; im Lande wiederholte sich derselbe Streit zwischen Adel und Stadtmagistraten, welche den Krieg mit dem Kaiser verabscheuten, und erbitterten Bauern, städtischen Volksmassen und glaubenseifrigen Predigern, welche nach Kampf mit den katholischen Truppen verlangten; der Landesherr selber aber schwankte haltlos zwischen den beiden Parteien. Da erinnerte sich denn Christian, wie ihm schon im Jahr 1623 ein kräftiger Griff in die Regierung seines Bruders gelungen war (S. 236); um jetzt das damalige Spiel mit verstärkter Kraft zu wiederholen, vielleicht auch nicht ohne unmittelbare Aufforderungen¹⁾ aus dem Wolfenbütteler Land, eilte er aus seinem holländischen Asyl in das Lager Christians IV., der ihm eine Bestallung auf 6000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter erteilte (15. Oktober), und von dort weiter nach Wolfenbüttel, wo er, unterstützt von der Herzogin-Witwe, sich so nachdrücklich geltend zu machen wußte, daß im Januar 1626 der Herzog Friedrich Ulrich keinen andern Rat sah, als sich selber zeitweilig von der Regierung zurückzuziehen, und sie in die Hand des zur That drängenden Bruders zu legen. Mit den Mitteln des Fürstentums, und indem er eine Kriegssteuer, welche die Stände verweigerten, auf eigene Faust auflegte, trieb Christian nun seine Rüstungen vorwärts; er machte sich bereit, im Dienste des dänischen Königs und unabhängig von Mansfeld, auf dem Kampfplatz zu erscheinen.

Von dem Halberstädter war von vornherein zu erwarten, daß seine Kriegsführung nicht die der vorsichtigen Zurückhaltung sein werde. Aber auch Mansfeld hatte dieser in Ostfriesland auf den Höhepunkt getriebenen Methode entsagt. Er hatte das allerdings sehr berechtigte Gefühl, daß die hinterhältige und schlaffe Art, in der er in den beiden letzten Jahren die Waffen geführt, das Vertrauen seiner Geldgeber erschüttert habe, und daß er nur durch eine glänzende That sich die Fortzahlung der Subsidien sichern könne.²⁾ Und so trug auch er gleich dem Halberstädter sich mit Projekten rascher und kühner Vorstöße: Mansfeld richtete seine Blicke nach Südosten, Christian nach Südwesten.

Diesem Eifer beider Abenteuerer Rechnung tragend, verlegte König Christian am 26. Februar 1626 sein Hauptquartier von dem Berdenschen Schloß Rotenburg plötzlich nach Wolfenbüttel, als einem zwischen Wallensteins und Tillys Quartieren vorgeschobenen Posten. Von hier aus gedachte er die Angriffsbewegungen der

¹⁾ Carleton, 1625 Oktober 16: for whom they call. (Noe S. 441.)

²⁾ Vgl. sein Schreiben bei Dpel II S. 440 Anm. 2.

beiden Generale zu leiten; von hier aus richtete er auch seine Weisungen an den dritten seiner unternehmungslustigen Offiziere, an den Herzog Ernst von Weimar, um neben den Vorstößen nach Süden einen dritten gegen Westen herbeizuführen. Zunächst möge über den letzteren ein Wort gesagt werden.

Wie schon hervorgehoben, hatte Christian IV. gleich zu Anfang seines Krieges an eine gegen den westfälischen Kreis gerichtete Offensive gedacht und dabei seine begehrliehen Blicke zunächst auf jenes Bistum Osnabrück gerichtet (S. 278), welches die Katholiken im Jahr 1623 den dänischen Bewerbungen entzogen hatten. Neu erregt war inzwischen seine Begierde nach diesem Stifte, da der Bischof Friedrich von Hohenzollern bereits im September des Jahres 1625 starb, und nun die zuversichtlicher gewordene katholische Majorität eine den dänischen Ansprüchen wiederum entgegengesetzte Wahl vornahm: sie fiel in der Form einer Postulation auf den Grafen Franz Wilhelm von Wartenberg, einen Vetter des Kurfürsten Maximilian, hervorgegangen aus der unebenbürtigen Ehe Ferdinands, des Bruders des Herzogs Wilhelm von Baiern. Der damals im 33. Jahr stehende Graf war zur geistlichen Laufbahn bestimmt, hatte aber erst die niederen Weihen erhalten und sich als Obersthofmeister des Erzbischofs von Köln mehr in weltlichen als in geistlichen Regierungsgeschäften geübt. Als ihm die Osnabrücker Wahl gemeldet wurde, erschrauf er anfangs vor dem Gedanken, einen gegen den norddeutschen Protestantismus vorgeschobenen Kampfesposten einzunehmen. Während er aber so die Annahme bis zum April 1626 verschob, that Christian IV. einen raschen Griff. In den ersten Tagen des März überschritt plötzlich auf seinen Befehl der Weimarer Herzog die Weser unterhalb der Stellungen Tillys und brach, die feindlichen Streitkräfte nördlich umgehend, mit einem Truppencorps in das Stifte Osnabrück ein. Zur Verteidigung waren keinerlei Anstalten vorhanden; schon am 16. März stand der Herzog mit aufgefahretem Geschütz vor der Hauptstadt, und da mußten denn die sechs noch zurückgebliebenen Domherren dem Sohne Christians, dem Prinzen Friedrich, durch die Wahl zum Koadjutor die Anwartschaft auf das Bistum zuerkennen. Wenige Tage darauf hielt Johann Ernst es freilich für ratsam, vor ligistischen Truppen, die von Minden her anzogen, zurückzuweichen —, aber erst nachdem er Wiederbrück, Witlage, Börden und Fürstenau mit Besatzungen belegt hatte. — Militärisch hatte dieser Streifzug die Bedeutung, daß Tilly sich fortan in seiner Seite bedroht und eine Kette feindlicher Posten von der Weser nach den Niederlanden reichen sah; bedeutsamer aber war er für den Charakter des Krieges überhaupt, indem er abermals zeigte, daß der Kampf dem Gewinn oder Verlust der norddeutschen Stifter, und zwar nicht nur der niedersächsischen, sondern auch der angrenzenden westfälischen, gelte.

Noch nicht lange war dieser erste Vorstoß erfolgt, als ein zweiter, vom militärischen Standpunkt sich gefährlicher anlassender Angriff von dem Halberstädter Christian vollführt wurde. Um die Mitte des Monats April brach dieser mit seinen zusammengerafften, vorzugsweise aus Reitern bestehenden Truppen mitten durch Tillys Postenkette hindurch über die Weser und dann in das nördliche Hessen ein. Außerlich nach einem bloßen Streifzug aussehend, war dieser Einbruch im stillen durch die Umtriebe des Landgrafen Moriz vorbereitet. Wie

schon angedeutet, hatte der Landgraf von den Tagen, da sich Tilly in seinem Fürstentum eingelagert hatte, nicht aufgehört, die norddeutschen Fürsten und die Höfe Frankreichs, Englands, der Generalstaaten und Dänemarks mit seinen Klagen und Hilfesuchen zu bestürmen. Eben jetzt auch, bei einer Versammlung seiner Städte (2.—14. April), hatte er sich mit neuen Hoffnungen ans Werk gemacht, unter Benutzung des, wie in Braunschweig, so auch in Hessen emporschwellenden Grimmes der Bürger und Bauern die Besetzung der beiden Landesfesten Kassel und Ziegenhain zu ergänzen, das Landesaufgebot neuerdings bereit zu stellen und ein paar hundert Reiter anzuwerben: so gedachte er das Land gegen die Kontributionsforderungen der Wallensteiner und Ligiſten zu schützen und einen Grund zu neuem Widerstand gegen Kaiser und Liga zu legen. — Beides, diese eigenen Anstalten und jene Bitten um Hülfe, waren es nun, welche den König Christian veranlaßt hatten, dem Landgrafen die Banden des Halberstädters zur Hülfe zu schicken.

Für Tilly war dieser Einbruch ein Gegenstand schwerster Sorge. Durchdrungen von der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte und jetzt auch von der Seite her durch die Osnabrücker Besatzungen bedroht, sah er sich vor der neuen Gefahr, daß der Halberstädter, von einer mächtigen Erhebung in Hessen unterstützt, ihm die Verbindung nach Oberdeutschland, dem Boden seiner Kraft, abschneiden dürfte. Schon im Januar war ihm die Möglichkeit vor die Seele getreten, daß er sich von seinem Posten an der Weser werde zurückziehen müssen; jetzt konnten ihm solche Aussichten nur noch verstärkt erscheinen. Indes, wie die Dinge wirklich gingen, erwies sich der Einbruch doch nicht so gefährlich, wie er ausjah. Es zeigte sich eben wieder, daß die Rechnungen des Landgrafen weiter reichten, als seine Kräfte und Fähigkeiten zur Ausführung. Zu diesen Rechnungen hatte es gehört, daß der Dänenkönig ihm zur Vervollständigung seiner Rüstungen Geld vorschiesse: nun erhielt er statt des Geldes ein Gesuch des Halberstädters um ein bares Darlehen und um Lieferung von Geschütz und Waffen. Des Landgrafen Ehrgeiz war, sein Fürstentum von den eingedrungenen Truppen zu befreien und in demselben als allein gebietender Kriegsherr aufzutreten: nun verlangte der Halberstädter für seine Hülfsstruppen Einräumung des Werradistriktes und Aufnahme in die Landesfestungen. Es sieht so aus, als ob erst diese Forderungen und Gegenforderungen dem Landgrafen die ganze Schwere der Opfer und Gefahren einer Waffenbrüderschaft mit dem Dänenkönig klar gemacht hätten: kam es zum ernsthaften Krieg, so mußte er sein Land zum Kriegsschauplatz hergeben, er mußte, um die Kräfte seiner Verbündeten zu ergänzen, Mittel aufbringen, welche der zum Kaiser haltende Adel verweigerte, und die Städte nur zum kleinsten Teil zu bewilligen bereit waren, er mußte endlich gleich dem Pfälzer sein Fürstentum aufs Spiel der Waffen setzen. Darüber gab sich der Landgraf, wie gewöhnlich, statt ans Handeln, ans Disputieren. Der Halberstädter aber, in seinen Forderungen abgewiesen, mußte sich nach einigen Tagen auf Göttingen zurückziehen, und als er von dort in kurzer Zeit (9. Mai) zum zweitenmal vorbrach, um neue Regimenter Wallensteins, die unter Merode, den jungen Herzogen von Holstein und Lauenburg zwischen Fulda und Werra teils sich sammelten, teils durchzogen, zu zersprengen, mußte er zum zweitenmal,

da Tilly in seinem Rücken Göttingen bedrohte, zurückweichen. Einen dauernden Erfolg hinterließ das Unternehmen am Ende nicht, man hätte ihn denn darin suchen müssen, daß die Schuldbrechnung des Landgrafen Moritz dem Kaiser gegenüber auf eine Höhe wuchs, bei der man die erste Gelegenheit zur Abrechnung ergreift.

Der Zeit nach noch etwas früher, als diese Streifzüge des Weimarerers und des Halberstädters, erfolgte der dritte Vorstoß, den der Graf von Mansfeld unternahm. Gegen den 14. Februar 1626 hatte dieser sich mit einem Truppcorps von Lauenburg aus in Bewegung gesetzt und zog aufwärts am rechten Ufer der Elbe. Die von Christian IV. ihm erteilten Befehle scheinen ihn zunächst auf zwei Aufgaben gewiesen zu haben: in den rechtselbischen Gebieten des Erzstiftes Magdeburg sollte er die Truppen aufnehmen, welche der Administrator Christian Wilhelm vermöge der vom Dänenkönig ihm erteilten Bestallung (S. 302) sammelt zu bringen suchte, dann sollte er weiter aufwärts sich der bei Dessau über die Elbe führenden Brücke versichern. Der letztere Auftrag war äußerst schwierig. Wenn nämlich Wallenstein bei Einquartierung seiner Truppen sich im wesentlichen auf die linkselbischen Gebiete des Magdeburger Fürstentums beschränkt hatte, so hielt er es doch von vornherein für nötig, des Elbestromes selber Meister zu werden, schon mit Rücksicht auf den von Böhmen kommenden Proviant.¹⁾ In diesem Sinne hatte sein Feldmarschall Collalto und der Oberst Aldringen in den ersten Tagen des Jahres 1626 einen Uebergriff auf das Gebiet des ober-sächsischen Kreises nicht gescheut und auf anhaltischem Boden die Dessauer Brücke durch Schanzen auf dem linken und durch einen Brückenkopf auf dem rechten Ufer zu sichern gesucht. Der Versuch, die Brücke wieder zu gewinnen, erforderte also einen Sturm gegen eine stark befestigte Stellung Wallensteinischer Truppen.

Um das Unternehmen zu ermöglichen, hatte Christian IV. seinen General Fuchs von Bimbach mit einem zweiten Truppcorps aus dem Lüneburger Gebiet in die Altmark gesandt, und hier an dem linken Elbufer aufwärts gehen lassen. Schon am 17. Februar erreichte denn auch Fuchs in Tangermünde die Elbe, während die Spitzen der Mansfeldischen Armee erst vierzehn Tage später das vier Meilen abwärts gelegene Sandau erreichten. Hier aber begannen die Enttäuschungen. Fuchs war mit Mansfeld wenig einverstanden; er hätte sich am liebsten mit der Einnahme fester Stellungen in der Altmark begnügt, und jedenfalls erschien ihm das Unternehmen gegen die Dessauer Brücke zu verwegen. Während er aber in diesem Schwanken halbe Maßregeln ergriff, einige Truppen zur Verstärkung Mansfelds auf das rechte Elbufer gehen ließ und sich selber bis an die Linie vorwagte, welche wenige Stunden abwärts von Magdeburg durch das Flüsschen Ohre bezeichnet ist, wurde er bei Wolmirstädt von Wallenstein mit überlegener Macht überrascht und zurückgeworfen (10. April). Unter dem Druck dieses Mißerfolges zogen elf Tage später die Mansfelder Scharen vor den Schanzen des Dessauer Brückenkopfes auf, um nach viertägigen Vorbereitungen, am 25. April den verzweifelten Angriff zu wagen. Wie stark sie bei diesem

¹⁾ An Spinola, 1625 Dez 19. (Chlumecky n. 42 S. 30.) Vgl. Tadra n. 33 S. 331.

Waffengang noch waren, da Fuchs nicht mehr mit ihnen zusammenwirken konnte, und eine Anzahl von Truppen als Besatzung in den durchzogenen mittelmärkischen Städten zurückgelassen war, ist schwer zu bestimmen, vermutlich zählte die Infanterie in vier defekten Regimentern nicht über 4000, und kam die Reiterei kaum auf 3000 Mann.¹⁾ Schwer ist auch zu sagen, mit welchen Absichten Mansfeld sich trug, für den Fall daß sein Unternehmen glückte. Nach seinen Worten sah es bald so aus, als ob er, nachdem er dem Feind dieses Thor nach Osten geschlossen, sich nach Schlesien wenden und die Verbindung mit Bethlen Gabor, dessen Entschlüsse doch noch ganz ungewiß waren, suchen werde, bald wieder, als ob er auf eigene Faust den Einbruch nach Böhmen wagen wolle, endlich, als ob er die feste Stellung an der rechten Flanke Wallensteins nur gewinnen wolle, um weiter mit dem dänischen König den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen.

Nach den Möglichkeiten, welche die wirkliche Lage der Dinge bot, ist wohl das letztere anzunehmen: im Besitz des Dessauer Brückenkopfes würde Mansfeld sich fürs erste vermutlich in ähnlicher Weise festgelegt haben, wie einst in Pilsen, Waidhausen und Hagenau. Aber anders faßte Wallenstein die Sache. Er, wie sein Kriegsherr rechneten von Anfang an mit der Möglichkeit eines neuen Losbruchs Bethlen Gabors, als dessen Ziel ihnen, ebenso wie in Bethlens Projekten von 1623 und Gustav Adolfs Anschlägen von demselben und den folgenden Jahren, wieder Schlesien erschien. Seit Dezember 1625 und im Hinblick auf Mansfelds Rüstungen sahen sie dann diese Gefahr in der verdoppelten Gestalt herankommen, daß Mansfeld von Norden, Bethlen von Osten her ihre Vereinigung in Schlesien vollziehen möchten. Dagegen hielt Wallenstein zuerst eine doppelte Vorkehrung für nötig: die kaiserliche Regierung hatte, ohne von seinen Truppen einen Mann abzuziehen, Rüstungen zum Schutze Schlesiens gegen Bethlen anzustellen; er selber wollte, sobald Mansfeld den Zug nach Südosten antrete, entweder ihm den Weg verlegen, oder ihm mit der Hauptmasse seiner Truppen nachfolgen. Bald darauf aber, als Mansfeld wirklich aufbrach, wurde seine Ansicht der Dinge noch zaghafter. Er meinte, durch Christian IV. von Wolfenbüttel aus, durch den Halberstädter von den Harzgebieten her, durch Fuchs von seinen in der Altmark eben ergriffenen Stellungen seien Tillys und seine Truppen derart bedroht, daß er den Mansfeld, wenn er, wie er es für wahrscheinlich hielt, den Weg nach der Oder und Schlesien einschlage, ungestört müsse ziehen lassen.

Unter diesen Umständen war es für die kaiserliche Sache eigentlich ein Glück, daß Mansfeld sich nicht gegen die Oder wandte, sondern an der Elbe hängen blieb. Da einerseits Christian IV. sich nicht regte, und der Halberstädter sein Augenmerk auf den Südwesten richtete, andererseits Fuchs und Mansfeld in getrennten Zügen Wallensteins Stellungen an der Elbe angriffen, fand der

¹⁾ Diese Ziffern in dem von Nethersole (an Roe, Mai 18. Roe S. 513) benutzten Bericht. Die angegebene Ziffer der Infanterie auch in Mansfelds Schreiben vom 26. und 28. April (Tadra S. 342 Anm.; Dpel II S. 455 Anm. 1). Wallenstein berechnet am 9. März Mansfelds Kavallerie auf 2000 Mann (Tadra S. 332). Abbringen wollte am 21. April 30 Infanteriefähnlein und 20 Kavalleriefornets gezählt haben, dazu: *il resto viene marciando.* (Hallwich Abringen S. 161.)

kaiserliche General seine volle Thatkraft wieder und daneben jene stürmische Raschheit der Bewegung, mit der er in der Zeit der Not seine Kräfte zu wuchtigem Schlage heranzuziehen verstand. Am 10. April hatte er den Obersten Fuchs zurückgeschlagen, vierzehn Tage später hatte er auf den Hülfesruf des in den Elbschanzen schwer bedrängten Obersten Aldringen sieben Infanterie- und fünf Kavallerieregimenter vereinigt, auch sie nichts weniger wie vollzählig, aber doch eine starke Uebermacht bildend; und zur Führung dieser Streitkräfte eilte er selber herbei. Wie nun am 25. April Mansfeld seinen tollkühnen Angriff mit einem Sturm gegen den rechten Flügel der kaiserlichen Armee, der sich von dem Brückenkopf nach einem nahe gelegenen Gehölz hinzog, begann, war es der erste Erfolg von Wallensteins umsichtigen Anordnungen, daß der Feind zurückgeworfen wurde; als sich dann die Mansfeldische Armee auf dem Wege nach Zerbst zurückzog und sich dem nachdrängenden Gegner zum zweitenmal stellen mußte, verlief der zweite Akt der Schlacht, indem die ins Vordertreffen gestellte Kavallerie Mansfelds beim ersten Ansturm auseinander stob, dann das Fußvolk unter zweimaligem Angriff völlig zersprengt wurde. Nach den geringsten Angaben gingen von den Fußtruppen 1500 Mann verloren, während 2500 Mann sich später als waffenlose Flüchtlinge wieder zusammenfanden.

Wie bei den vorausgehenden Schlachten des großen Krieges, so hatte es übrigens auch diesmal bei der in dem Zusammentreffen selbst erfolgten Niederlage sein Bewenden. Der Rückzug Mansfelds wurde weiter nicht gestört, und wie vor drei Jahren in Ostfriesland, so fanden jetzt er sowohl, wie der General Fuchs in der eigenmächtig besetzten Mittel- und Altmark ihr weiteres Unterkommen: Fuchs schlug sein Hauptquartier in Tangermünde, Mansfeld in Havelberg auf. Einstweilen jedoch war von drei Vorstößen, die Christian IV. veranlaßt hatte, dieser dritte am gründlichsten mißlungen, und die Kraft Mansfelds auf einige Zeit lahm gelegt.

Um schließlich noch den üblen Ausgang all dieser Unternehmungen zu besiegeln, wurde einen Monat später Christian von Halberstadt aufs Krankenlager geworfen, und am 16. Juni in seinem 27. Lebensjahre vom Tod ereilt. So wüßt und unbesonnen der junge Fürst auch sein mochte, unter den schwachen Köpfen und schlaffen Händen, denen im allgemeinen der Krieg anvertraut war, hatte er als eine zur That drängende Kraft gewirkt. Sein Tod war daher ein Verlust gleich dem einer verlorenen Schlacht.

Die nächste Folge so vieler Fehlschläge war nun, daß Christian IV. aus der Unschlüssigkeit, wohin er sich persönlich mit seiner Hauptarmee wenden sollte, trotz der voranschreitenden Jahreszeit nicht herauskam, daß dagegen die katholischen Feldherren die Zeit einer kräftigen Offensive für gekommen erachteten. Den Vortritt übernahm Tilly. An den Säumen des von ihm besetzten Bieredts zwischen Weser und Leine waren noch unbezwungen die drei zum Herzogtum Calenberg, also zu Friedrich Ulrichs Herrschaften, gehörigen Städte Münden, Göttingen und Nordheim. Am 6. Juni nun, zur Zeit da der Herzog Christian schon aufs Krankenlager geworfen war, erschien Tilly mit einem stattlichen Heer vor der erstgenannten Stadt. Nach dreitägigem Beschießen und Stürmen wurde sie in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni unter heißen Straßenkämpfen mit

Soldaten und Bürgern erobert und dem in solchen Fällen unvermeidlichen Schicksal der Plünderung und des gräßlichen Niedermachens der Soldaten und Bürger preisgegeben. Im Besitze Mündens, wandte sich dann der Ligageneral zunächst rückwärts, nach Hessen-Cassel, zur Abrechnung mit dem Landgrafen Moritz. Mit einem schon im voraus, am 1. April, ausgestellten, auf die Entwaffnung des Landgrafen gerichteten kaiserlichen Auftrag versehen, veranlaßte er eine Versammlung der Landstände und setzte hier den alten Landgrafen einem dreifachen Ansturm aus: er selber verlangte Niederlegung der Regierung und Aufnahme einer kaiserlichen Garnison in Cassel; die von ihm ermutigte, kaiserlich gesinnte Ritterschaft forderte Entfernung und Bestrafung der die Politik des Landgrafen verantwortenden Räte, besonders des Kanzleidirektors Wolfgang Günther, die Städte endlich, die im Grunde die Haltung des Landesfürsten billigten, kamen mit angst erfüllten Warnungen vor einem aussichtslosen Kampf mit der Uebermacht. Aber in dieser Bedrängnis, da es nicht zu handeln, sondern Grundsätze zu vertreten galt, bewährte doch der Landgraf eine großartige Festigkeit, und so viel setzte er am Ende durch, daß sich Tilly statt thatsächlicher Einräumungen mit einem streng bindenden Revers (19. Juli) begnügte. Der Landgraf mußte darin auf alle dem Kaiser feindseligen auswärtigen Korrespondenzen verzichten; er mußte versprechen, sich mit seiner Ritterschaft nach Maßgabe der kaiserlichen Anordnungen zu verfühnen, er mußte sich endlich verpflichten, in die Landesfestungen keine fremden Truppen aufzunehmen, sein Land den Widersachern des Kaisers zu schließen und es den kaiserlichen Truppen zu Durchzug und Einquartierung zu öffnen.

Politisch wie militärisch war dadurch der Landgraf dem Kaiser dienstbar gemacht. Aber die Abrechnung mit ihm war noch nicht beendet. Als ein weiteres Mittel, ihn zu bedrängen, benutzte man jene von dem Marburger Erbstreite übrige Schuldforderung des Darmstädter Betters (S. 191), und von diesem Grunde aus erging am 21. April 1626 ein Vollstreckungsbefehl des Reichshofrats, durch welchen der Kurfürst von Köln, als Hauptkommissar, beauftragt wurde, eine dem Darmstädter Landgrafen fürs erste zuerkannte Forderung von rund 1357 000 Gulden einzutreiben. Von Bezahlung einer solchen Summe konnte natürlich keine Rede sein, aber daraufhin erkannte nun die Kommission dem unerbittlichen Gläubiger den größten Teil von Moritz' Landen an Pfandes Statt zu, und ohne langes Zögern erfolgten mit Hilfe spanischer, kaiserlicher und ligistischer Truppen die ersten Maßregeln der Execution. Das hessen-casselsche Land geriet jetzt in eine Krisis, aus der es nur eine Rettung gab, daß nämlich die unverföhlich verfeindeten Bettern, Moritz und Ludwig, vom Schauplatz abtraten. Wirklich trat aber auch diese Wendung ein, da Ludwig am 6. August 1626 vom Tod ereilt wurde, dann, sieben Monate später, der Landgraf Moritz, in Anerkennung der Unmöglichkeit, seinen triumphierenden Feinden gegenüber die Regierung länger zu führen, am 27. März 1627 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Wilhelm abdankte. Zwischen den neuen Regenten, Landgraf Wilhelm und dem Darmstädter Georg II., kam nun am 4. Oktober 1627 ein Vergleich zu stande, vermöge dessen die Darmstädter Nachforderungen durch Abtretung der niederen Grafschaft Ragenellenbogen mit der

wichtigen Festung Rheinfels und des Amtes Schmalkalden abgekauft wurden. Aber wie bedrängt war fortan die Lage von Moriz' Nachfolger! Das Land war mit Schulden überladen und von innerem Zwist zerrissen; und daß der neue Regent auch noch den aus der zweiten Ehe seines Vaters hervorgegangenen Söhnen ein Viertel des Fürstentums abtreten mußte, nur unter Bewahrung der obersten Hoheitsrechte, daß ferner sein starrer Vater gegen die nach der Abdankung unvermeidlichen Auseinandersetzungen alsbald wieder Einspruch erhob, und dadurch die fürstliche Familie mit häßlichem Zwiespalt erfüllt wurde, vollendete die Ohnmacht der Casseler Regierung. Einstweilen hatte in dem langen Streit der beiden hessischen Linien die zum Kaiser haltende den vollen Sieg errungen.

Während jedoch diese lange Abrechnung sich hinzog, wurde natürlich die von Tilly begonnene und gegen das Calenberger Land gerichtete Offensive nicht eingestellt. Wie der Sigageneral nach der Einnahme Mündens seine Streitkräfte einerseits gegen Cassel wandte, daneben auch durch Anholt die Säuberung des Stiftes Osnabrück von den dänischen Besatzungen erfolgreich beginnen ließ, so bereitete er zugleich nach der andern Seite die Belagerung Göttingens vor. Aber da trat mit viel großartigeren Plänen der General Wallenstein an ihn heran.

Als die kaiserliche Regierung ihren neu ernannten General in den niedersächsischen Kreis ausandte, hatten Vorkämpfer der kirchlichen Interessen den Gewinn der Stifter Magdeburg und Halberstadt vor allem ins Auge gefaßt. Weit über dieses Ziel hinaus strebten jedoch andere Staatsmänner, denen der Kaiser seinen Beifall schenkte. Als ob sie von den in die Ferne schweifenden Entwürfen eines Mansfeld und Bethlen angeeifert wären, erblickten diese Männer die würdige Aufgabe der kaiserlichen Armee in einem stürmischen Anmarsch gegen das Herzogtum Holstein, in der Heimsuchung des dänischen Königs in seinen eigenen Landen.¹⁾ Bei ihnen erregte die methodisch-langsame Kriegführung Wallensteins eine Ungebuld, die in dem Maße wuchs, als das Frühjahr, und damit die Frage nach dem Feldzugsplan des Sommers, herankam, und vollends, als nach dem Sieg bei der Dessauer Brücke das Feld für größere Unternehmungen frei zu werden schien.²⁾ Eine Zeitlang setzte Wallenstein den Drängern noch schwere Bedenken entgegen; aber wie nun die Regimenter, die er neu hatte werben lassen, allmählich anzogen — so im Mai und Juni zwei wallonische Infanterieregimenter und ein Kavallerieregiment, welche der Lütticher Freiherr Johann von Merode heranzuführte, und ein starkes Reiterregiment der schrecklichen Kroaten, welche der Graf Serin befehligte — als gleichzeitig in der feindlichen Armee die Kraft der Offensive mehr und mehr zu versagen schien, ging er auf die kaiserlichen Wünsche ein. Im Monat Juni führte er mit Tilly durch den an ihn geschickten Obersten Colloredo, mit dem kaiserlichen Hof durch

¹⁾ Ferdinand II. an Wallenstein, 1625 September 10. (Opel II S. 307.)

²⁾ Sendung Duestenbergs an Wallenstein (reicht zurück auf 1626 April 29) mit der Frage, was „ihigen Fröling vorzunehmen“. (Tabra S. 347 Anm.) Wenige Tage nach den Konferenzen mit ihm spricht Wallenstein von Holstein als dem bekannten Ziel des vorstehenden Feldzugs. (An Harrach, Mai 5. S. 353. Vgl. Wallensteins Instruktion an Kursachsen, Mai 5. S. 351 Anm.)

den von dort ihm gesandten Grafen Trautmannsdorf Unterhandlungen, deren Gegenstand war: Zusammenwirken der Streitkräfte Tillys und Wallensteins zu einem die Elbe abwärts gegen Holstein gerichteten Angriff.

Leicht war indes die Verständigung mit dem Ligageneral nicht. Von dem Tage ab, da Maximilian von Baiern erfuhr, daß der Kaiser seinem neu ernannten General den niederländischen Kreis als Operationsfeld angewiesen und ihn also dem General Tilly in voller Unabhängigkeit zur Seite gesetzt habe, sah er in seinem reizbaren Selbstgefühl eine Wiederholung der Zwistigkeiten voraus, die in dem böhmischen Krieg zwischen ihm und Buquoy ausgebrochen waren (S. 100).¹⁾ Und es dauerte auch nur wenige Wochen nach Wallensteins Einbruch in den Kreis, bis diese Voraussetzungen sich bestätigten. Eine erste Reihe von Zwistigkeiten ging zwischen Wallenstein und Tilly auf, indem jeder dem anderen die Weigerung der nötigen Unterstützung gegen den für überlegen gehaltenen Feind schuld gab; ein zweiter Streit erhob sich, als der Anspruch auf den Vortritt, den Tillys Abgeordnete bei den Braunschweiger Friedensverhandlungen erhoben, von Wallenstein erfolgreich zurückgewiesen wurde; eine dritte Reihe von Beschwerden, welche an Umfang und Heftigkeit schließlich alle anderen übertreffen sollten, entsprang aus den das Reich in immer weiteren Kreisen ergreifenden Verbungen Wallensteins. Da wurden seit dem Frühjahr 1626 die Sammelplätze für Merode und den Herzog von Lüneburg in der Wetterau und Hessen, für Franz Albert von Lauenburg und Carfilius von Pallant im schwäbischen Kreise angewiesen. So schlimm wie dauernde Einquartierung waren solche für die erste Sammlung der Söldner erforderliche Verfügungen über fremdes Gebiet und die sich daran schließenden Durchzüge nach dem eigentlichen Kriegsschauplatz anfangs nicht; aber auch in den Sammelplätzen schritt man von unbezahlten Proviantlieferungen, Räubereien der Soldaten und Erpressungen der Offiziere bald zur förmlichen Auflage von Kontributionen fort, wie denn Merode, als er sich über Erfurt dem Wallensteinschen Hauptquartier näherte, dieser kurmainzischen Stadt eine Kontribution von 50 000 Reichsthalern abzwang. Natürlich sah sich der kaiserliche Hof darüber mit einem wachsenden Beschwerdesturm bedrängt, und zwar nicht bloß von seiten kleiner protestantischer Stände, sondern auch von Mitgliedern des katholischen Bundes, wie den Erzbischöfen von Mainz und Trier und den Bischöfen von Würzburg und Bamberg. Im Munde der katholischen Verbündeten, zumal da Maximilian von Baiern auch sofort als ihr Fürsprecher auftrat, gewannen aber solche Klagen eine für den Kaiser höchst bedenkliche Tragweite: im Vollgefühl der bisherigen Abhängigkeit des Kaisers von ihrer Unterstützung und der Dankeschuld, die er auf sich geladen hatte, waren sie sich des Willens sowohl, wie der Kraft bewußt, einer derartigen Ausbeutung zu widerstehen. In aufwallender Erbitterung wagte Maximilian schon auf die Möglichkeit hinzuweisen, daß die Liga sich von der Verfechtung der kaiserlichen Sache zurückziehen könne.

Alle diese Zwistigkeiten traten der Verbindung von Wallensteins und

¹⁾ An seine sofort dem Kaiser gemachten Vorstellungen erinnert er 1625 Dez. 19. *Histor. Zeitschrift* Bd. 90 S. 202.)

Tillys Streitkräften in den Weg. Verstärkt wurden sie noch durch die Verschiedenheit der strategischen Berechnungen. Tilly hatte vor allem die defensive Aufgabe, die katholischen Stiftslande — in erster Linie die des westfälischen, in zweiter die des fränkischen Kreises — gegen einen Durchbruch der dänischen Truppen zu decken; soweit er offensiv vorzugehen wagte, wollte er sich langsam, unter Wegnahme aller starken Plätze, von der Weserlinie aus vorschieben. Der Plan eines die Elbe abwärts gehenden Vormarsches mußte ihm da als eine leichtfertige Preisgabe seiner Basis erscheinen.

Aber trotz alledem schien im Juni 1626, als Wallenstein mit seinem kühnen Plan an Tilly herantrat, der Zwiespalt dem Gefühl der Zusammengehörigkeit zu weichen, und ein Einvernehmen über die große Offensive zu stande kommen zu wollen. Der Grund dieser Wendung lag vorzugsweise an Hoffnungen, welche durch Spanien erweckt wurden.

Die mächtige Einwirkung, welche Spanien in den Jahren 1620—22 auf den Gang des deutschen Krieges ausgeübt hatte, war seit der zweiten Hälfte des Jahres 1622 beinahe völlig zurückgetreten. Nur als Wachmannschaften lagen noch einige spanische Truppenteile in der linksrheinischen Pfalz, der Wetterau und am Niederrhein. Aber wie nun das neue Kriegswetter heraufzog, seit Anfang des Jahres 1625, richtete der Kaiser seine Bemühungen darauf, die spanischen Streitkräfte auch auf deutschen Kriegsschauplätzen wieder in Thätigkeit zu setzen, und als Mittel hierzu erstrebte er, wie schon bemerkt (S. 296), die Gründung eines zwischen Oesterreich, Spanien und der Liga zu schließenden, festen Bündnisses. Diesen Anregungen kam wieder eine zum Teil verwandte, zum Teil aber weit abführende Strömung der spanischen Politik entgegen. Die Staatsleiter Philipps IV. waren nämlich bereit zu einer Verbindung ihrer Waffen mit denen des Kaisers und der Liga —, aber sie hatten eine sehr ernste und sehr dringende Gegenforderung zu stellen: man sollte von Deutschland her ihren Krieg gegen die Generalstaaten unterstützen, und zwar in einer ganz besonderen Richtung, welche sie eben diesem Krieg zu geben im Werke waren.

Es war damals, angeichts des mächtigen Emporsteigens der niederländischen Seemacht, im spanischen Staatsrat unter eingehenden Erwägungen¹⁾ der Gedanke durchgedrungen, daß im Fortgang des spanisch-niederländischen Krieges die Offensive vorzugsweise auf die See zu verlegen sei und hier nicht bloß gegen die feindlichen Kriegsschiffe, sondern vor allem gegen den niederländischen Handel gerichtet werden müsse. Zur Ausführung dieses Gedankens faßte man dreierlei ins Auge: einmal, man gedachte den Handel zwischen Spanien, den spanischen Niederlanden und den deutschen Hansestädten den Angehörigen dieser Staaten ausschließlich vorzubehalten und also vornehmlich die Holländer, mochten sie unmittelbar oder durch vorgeschobene Personen Anteil an dem Verkehr suchen, auszustoßen; sodann es sollten die Handelsleute der drei Staatsgebiete sich in drei Genossenschaften mit kriegerischer Organisation

¹⁾ Duro, armada española IV S. 64. Für die Entwicklung dieser maritimen Projekte bis 1628 verweise ich auf D. Schmitz, Die Versuche Philipps IV. von Spanien und Kaiser Ferdinands II. zur Gründung einer Seemacht in der Ost- und Nordsee. Bonner Doktordissertation 1903.

zusammenschließen, um mit besonderen Kriegsschiffen sowohl die Kauffahrer zu geleiten, als den in den monopolisierten Handel sich Eindrängenden, zunächst immer den Holländern, Schiffe und Waren abzufangen; drittens endlich, es sollten in Deutschland Küstenplätze im Namen des Kaisers besetzt werden, damit von dort nicht nur die Aus- und Einfahrt im Sinne jenes Monopols überwacht, sondern auch mittelst daselbst stationierter Schiffe die bezeichneten kriegerischen Aufgaben wahrgenommen würden. Eine vom deutschen Gesichtspunkt vor allem bedenkliche Seite dieser Pläne war es, daß ihre Ausführung die Beteiligten, also auch die Hanse und den Kaiser, in den Krieg gegen die Generalstaaten treiben mußte. Aber weit entfernt, diese Konsequenz zu verhüllen, suchte Spanien sie vielmehr zu beschleunigen, indem es vom Kaiser ein Vorgehen gegen die niederländische Republik begehrte, das mit der Aufforderung zur Entfernung ihrer Besatzungen aus dem Reich beginnen und zur Verhängung einer Handelsperre fortschreiten sollte.

Am 26. April 1625 wurden von dem aus Spanien zurückkehrenden Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg diese Pläne dem Kaiser eröffnet. Es war die Zeit, da man am kaiserlichen Hof damit umging, eine Armee ins Reich zu schicken, die den Kaiser nichts kosten sollte. Und als ob man nun in die Stimmung des Glückspielers hineingeraten wäre, nahmen alsbald der Fürst Eggenberg und der Kaiser auch diesen Vorschlag an, — nur mit dem Vorbehalt, daß die Kosten und Mühen der Ausführung den beteiligten Parteien, die Autorisation aber und die oberste Leitung der Streitkräfte, welche zu Land deutsche Seeplätze besetzen und zur See aus hanseatischen Schiffen gebildet werden sollten, dem Kaiser zufallen müsse. In diesem Sinne gedachte der kaiserliche Hof die Verhandlungen über den Dreibund und über das Seeprojekt zu verbinden.

Aber es handelte sich darum, jetzt noch den dritten Teilnehmer zu gewinnen, den man in Wien in Aussicht genommen hatte, den Kurfürsten Maximilian von Baiern. Hier jedoch waren den beiden Mächten die Enttäuschungen vorbehalten, die aus einer ebenso unabhängigen, wie unabänderlichen Politik hervorgingen. Maximilian, der nie etwas vergaß, hatte aus dem Widerstand, den Spanien seinem Erwerb der pfälzischen Kur entgegengesetzt hatte, den Schluß gezogen, daß diese Macht auch fernerhin bereit sein werde, seine pfälzischen Erwerbungen als Preis eines vorteilhaften Friedens mit ihren und des Kaisers Feinden hinzugeben. Und voll Erbitterung über diese Mißachtung seines Vorteils und mit geringem Vertrauen auf den Rückhalt beim Kaiser, sah er sich zeitig nach einem anderen Schutze um. Seit dem Herbst des Jahres 1622 trat er, indem er sich zuerst wieder eines Kapuziners, des ehrgeizigen und vielgeschäftigen Valeriano Magni (S. 218), als Vermittlers bediente, in eine Reihe von Unterhandlungen mit Frankreich ein. Was beide Mächte zusammenführte, war die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses und das Bestreben, ihre Interessen gegen Spaniens Eingriffe sicher zu stellen; aber einer wirklichen Verständigung zwischen ihnen standen doch unüberwindliche Gegensätze im Wege. Frankreich suchte Baiern in eine Verbindung zu locken, die feindlich gegen Spanien und den Kaiser gerichtet sein sollte: Maximilian dagegen erstrebte beiden Mächten gegenüber Selbständigkeit, aber keinen Bruch; umge-

fehrt erwartete Maximilian von Frankreich Schutz der Liga im allgemeinen und seiner bairischen Kur im besondern: Frankreich dagegen konnte diesen Schutz oder auch nur einen dem bairischen Kurfürsten annehmbaren Ausgleich — etwa Rückkehr der Kur nach Maximilians Tod an Friedrichs V. ältesten Sohn unter der Bedingung, daß er sich durch Uebertritt zur katholischen Kirche und Heirat einer bairischen Prinzessin mit dem bairischen Haus verbinde — nicht unbedingt, bis zum Bruch mit seinen antiösterreichischen Verbündeten, versprechen. So führten diese Verhandlungen, deren Windungen im einzelnen zu verfolgen, sich hier nicht verlohnt, zu keiner festen Vereinbarung, aber ein mittelbares Ergebnis derselben trat eben bei diesen neuen Entwürfen der österreichischen Politik hervor: Maximilian hatte, je mehr er zugleich nach Frankreich ausschaute, um so weniger Neigung, durch Annahme des vom Kaiser vorgeschlagenen Bündnisses neue Verpflichtungen gegen Spanien und Oesterreich zu übernehmen; und vollends jene auf die See gerichteten Projekte, die ihm übrigens zu Anfang nicht mitgeteilt wurden, ließen ihn ganz kalt.

Nicht jedoch als ob nun Maximilian den kaiserlichen und spanischen Vorschlägen gegenüber sich auf einfache Ablehnung beschränkt hätte. Auch er hatte seine Forderungen zu stellen; aber dieselben gingen nur auf den unmittelbar vorliegenden Krieg mit Dänemark und seinen Helfern. In der sich bei ihm immer mehr befestigenden Ueberzeugung, daß Tilly seinen Gegnern nicht gewachsen, und Wallensteins Mitwirkung weder genügend noch zuverlässig sei, forderte er mit wachsender Dringlichkeit ein starkes spanisches Truppencorps zur Verstärkung des Ligaheeres.

Die Folge einer solchen Verschiedenheit der Absichten war, daß sich die vom Kaiser angeregten Verhandlungen langsam hinschleppten, und daß, als endlich im Mai 1626 eine Besprechung zwischen den Vertretern der drei Mächte in Brüssel eröffnet wurde, das erste der aufgestellten Projekte, nämlich das des Dreibundes, von vornherein aussichtslos war. Es wurde vollends aussichtslos, da die spanischen Bevollmächtigten, statt die auf den Eintritt der Verbündeten in den niederländischen Krieg gerichtete Bedingung vorsichtig zu verschleiern, sie vielmehr durch die Forderung der Achtung der Generalstaaten verschärften und dann noch das ungeheuerliche Ansinnen hinzufügten, daß ihrem König, um seine Stellung im Reich zu verstärken und ihm für künftige Friedensverhandlungen einen kostbaren Tauschwert in die Hand zu geben, die ganze Rheinpfalz zur einstweiligen Besetzung eingeräumt, der Herzog von Baiern also von den rechtsrheinischen Teilen dieses Landes auf die Oberpfalz zurückgewiesen werden sollte. Das waren Forderungen, vor denen doch auch der Kaiser erschrak. Die Folge ihrer Aufstellung war, daß dank dem heftigen Drängen des bairischen Herzogs ernstlich nur die zweite Frage des spanischen Zuzugs zur Ligaarmee in Betracht gezogen wurde. Hier nun ließ sich die spanische Regierung, oder in ihrem Namen die Infantin Isabella, in der Furcht vor einem ihre eigene Macht gefährdenden Vordringen des dänischen Heeres wirklich zur Unterhandlung über die Sendung eines Hülfscorps, das sie auf 6000 Mann zu Fuß und 1800 Reiter ansetzte, herbei, schickte auch zur rascheren Verständigung über die gemeinsame Kriegführung noch einen besonderen Abgeordneten an Wallenstein und Tilly —

ein Schritt, der alsbald die Nebenwirkung hatte, daß nunmehr Tilly dem Wallensteinschen Gedanken einer raschen Offensive zugänglich wurde.

Zu Besprechungen über den spanischen Zuzug, die also den Brüsseler Konferenzen parallel gingen, kamen demgemäß Tilly, Wallenstein und jener spanische Bevollmächtigte — es war de la Motrie, Kommandant von Maastricht — am 30. Juni in Duderstadt zusammen, und zu Anfang schien es, als ob die Beratungen der Kriegsmänner rascher zum Ziel führen sollten, als die Unterhandlungen der Staatsmänner. Man wurde einig über den Plan einer großen Angriffsbewegung, welche die Elbe abwärts gegen Holstein und Dänemark gehen sollte, nur daß freilich jede Partei an die Verwirklichung des Planes ihre Bedingungen knüpfte. Tilly und Wallenstein verlangten, daß gegen etwaige Angriffe der westfälischen Bistümer in ihrem Rücken ein zweites spanisches Corps in Wesel bereit gestellt werde; von spanischer Seite dagegen benutzte man gerade diese Verhandlungen, um das maritime Projekt auf die Tagesordnung zu setzen, d. h. denjenigen Teil desselben, der sich ohne vorherige Verhandlung mit Handelsleuten und Handelsstädten in Angriff nehmen ließ: man verlangte, daß die Befestigung von Küstenplätzen an der Ostsee (zunächst war an Lübeck gedacht) und an den Mündungen der Elbe und Weser mit kaiserlichen Garnisonen als eine alle Teile verpflichtende Aufgabe des Krieges anerkannt, und daß ferner eine Verkehrssperre des Reichs gegen die niederländische Republik verfügt werde.

War über solche Forderungen und Gegenforderungen ein Ausgleich möglich? Zunächst gingen sie an die Brüsseler Konferenz, und von da an die beteiligten Regierungen. Aber noch waren diese in verdrießlichen, nur mäßige Hoffnung eröffnenden Verhandlungen darüber begriffen, als mit einem Male in der kriegerischen Lage ein Umschwung eintrat, der all diesen Plänen die Grundlage entzog. Die feindlichen Mächte hatten die Kraft gefunden, an drei Stellen mit einer ebenso plötzlichen, wie gefährlichen Offensive hervorzubrechen: in Oberösterreich, in den Niederlanden und in Ungarn.

Zunächst in Oberösterreich! Daß gerade hier eine neue Erhebung erfolgen werde, hätte man bei dem scharf durchgreifenden Regiment Maximilians von Baiern, des zeitweiligen Pfandherrn, kaum erwarten können. War doch dem Adel und den Bürgern die Neigung zum Aufstand ausgetrieben, und sah der Kurfürst selber die Lage so weit als gesichert an, daß er im Mai 1626 die im Lande liegenden sieben Fähnlein Fußvolk bis auf zwei oder drei herauszog. Auch der Kaiser glaubte die resignierte Stimmung benutzen zu können, um nunmehr die ungeduldig erharrte (S. 101) Ausrottung des Protestantismus in Angriff zu nehmen. Im Oktober 1624 verfügte er die Auswanderung der protestantischen Prediger und Schulmeister aus Oberösterreich, im Oktober 1625 setzte er bereits allen Einwohnern den 12. April 1626 als Termin für Auswanderung oder Bekenntnis zur katholischen Religion: nur den protestantischen Edelknechten, deren Vorfahren seit fünfzig Jahren der Landschaft angehörten, sollte widerruflich persönliche Gewissensfreiheit ohne Gottesdienst zugestanden werden, doch so, daß sie ihre Kinder nach protestantischem Bekenntnis weder taufen, noch unterrichten, noch trauen lassen durften. Und wirklich auch diesen Schlag schien das Land ruhig über sich ergehen zu lassen. Als einige Wochen

vor dem angeetzten Termin kaiserliche Kommissarien von Stadt zu Stadt reisten, die Bürger vorforderten, um sie nach ihrer Entschliebung zu befragen und die Auswanderung an Bedingungen zu knüpfen, welche den Verlust des halben Vermögens bedeuteten, erlebte man es, daß im Lauf einiger Wochen die der Hauptmasse nach protestantischen Bürgerschaften den äußeren Schein des katholischen Bekenntnisses annahmen, während der Adel sich mit der ihm einstweilen gewährten Nachsicht zufrieden gab. Nur die Bauern waren noch übrig, und auch deren Troß schien zu schwinden: im April lieferten sie auf Verlangen der Regierung ihre Waffen ab, im Juni darauf sollte ihnen gegenüber die Ausführung des Oktoberediktes von 1625 ins Werk gesetzt werden. Aber da mußte man wenige Wochen vor diesem letzten Termin erproben, was man schon einmal im Jahr 1595 (II 105) erprobt hatte, nämlich die todesmutige Widerstandskraft der Bauern und den lebendigen, eine rasche Organisation hervortreibenden Zusammenhang aller Bauerngemeinden des Landes.

Seit dem Beginn der bairischen Pfandherrschaft hatten die Bauern einen steigenden Druck mit steigender Erbitterung getragen: die Unterhaltungskosten und die Ausschreitungen der einquartierten Truppen, die hohen Stolgebühren, welche der verhasste katholische Pfarrer auch von den Protestanten seines Sprengels forderte, endlich den Vernichtungskampf gegen die protestantische Religion, der von einzelnen Vorstößen katholischer Grundherren und der fürstlichen Kammergutsverwaltung zu jenen äußersten Erlassen fortgeschritten war. Zu all diesen Herausforderungen gesellte sich bei ihnen dann noch eine Empfindung, welche den gewaltsamen Ausbruch schließlich unabwendbar machte: das war der Haß gegen die bairische Fremdherrschaft. In ihr sahen die Bauern den Grund ihrer Leiden, nur gegen sie wollten sie aufstehen, und so groß war ihre Selbsttäuschung, daß sie auch die vom Kaiser angeordnete Religionsverfolgung den Baiern schuld gaben und vom Kaiser Abhülfe erhofften.

So geschah es denn, daß sich in den Tagen, da die Bauern ihre Waffen abgaben, eine Verschwörung über eine Anzahl von Gemeinden des Mühl- und Hausruckviertels ausbreitete, es geschah weiter, daß am 17. Mai, vierzehn Tage vor dem für die Erhebung von den Führern der Verschworenen angeetzten Termin, in dem Ort Lembach im Mühlviertel die erhitzten Bauern auf einen geringfügigen Anlaß gegen ein Häuflein bairischer Truppen losbrachen, worauf noch am selben Tag auf dem gegenüberliegenden Donauufer die Bauern des Klosters St. Agatha aufstanden. Wenige Tage darauf hatten sich Tausende von Bauern in den benachbarten Gemeinden zusammengerottet, und der bairische Statthalter Herbersdorf sah die Gefahr so ernsthaft an, daß er von Linz mit allen verfügbaren Truppen, 1000 Fußsoldaten und 100 Reitern, am 20. Mai gegen die Empörer auszog. Als er aber am folgenden Tag sich dem Markt Peuerbach näherte, wurde er aus verdeckter und erhöhter Stellung von einer überlegenen Bauernschar angegriffen und in wütendem Kampfe, bei dem ihm mehr als die Hälfte seiner Soldaten getötet wurden, in die Flucht geschlagen. Wie nun nach dieser Probe der Kraft die gesammelten Haufen das Land durchzogen, ihnen voran die „Ansauger“, welche die Bauern von Gemeinde zu Gemeinde aufboten, wie dann die Lösung erging, die bairische Herrschaft abzu-

schütteln und die bairischen Söldner tot zu schlagen, die katholischen Pfarrer gefangen zu nehmen und ihre Höfe zu plündern, die Klöster zu schweren Lieferungen anzuhalten, die Städte zu nötigen, ihre Thore den bäuerlichen Kriegsscharen zu öffnen und sich eidlich zum Zusammenstehen mit ihnen zu verpflichten, da erfaßte der Aufstand im Laufe von sechs Wochen das gesamte Land; neben der Bauernschaft wurden alle Städte, mit Ausnahme von Linz und Enns, daneben auch einige Edelleute zum Anschlusse genötigt.

Völlig überrascht durch dieses Unwetter, fanden sich der Kaiser und Kurfürst Maximilian zunächst in schwerer Verlegenheit. Wohl waren sie von vornherein entschlossen, keine tiefgehenden Zugeständnisse, vor allem nicht bezüglich der Religion, zu machen, und wohl durften sie darauf rechnen, daß einem größeren Aufgebot regulärer Truppen die Bauern am Ende unterliegen mußten; aber eben das größere Aufgebot, welches bei den schwierigen von den Bauern trefflich gekannten und benutzten Bodenverhältnissen und vollends bei ihrer schrecklichen Gefechtsart, die einfach darauf ausging, in wütendem Nahkampf tot zu schlagen oder tot geschlagen zu werden, unabweisbar notwendig war, mußte erst zusammengebracht werden, und hierzu bedurfte man der Zeit und neuer Kriegsmittel. Die Zeit gewann man nun, indem man die Bauern durch Ausgleichsverhandlungen hinhielt, aber die Mittel konnte man nur aufstreiben auf Kosten der in Norddeutschland stehenden Heere: Verstärkungen, die für letztere schon bereit waren, vor allem 500 Reiter, welche von Maximilian für Tilly bestimmt und von diesem aufs dringendste verlangt waren, ferner ein starkes Regiment Infanterie, welches der junge Herzog Adolf von Holstein in Hessen und Nassau für Wallenstein gesammelt hatte, wurden nach Oberösterreich herangezogen.

Auf solche Weise übte dieser plötzlich ausgebrochene Krieg theils schon vor jenen in Duderstadt geführten Besprechungen, vollends aber nach ihrer Beendigung, auf die kriegerischen Maßnahmen in Norddeutschland eine ablenkende Wirkung aus. Schon dieses war nachtheilig, noch nachtheiliger aber war es, daß nicht lange nachher auch die spanisch-niederländischen Streitkräfte, auf welche Tilly und Wallenstein hofften, eine noch stärkere Ablenkung erfuhren. Sie entsprang aus einer unerwarteten Wendung in dem niederländischen Krieg.

Fünf Jahre lang war dieser Krieg, soweit er auf dem festen Lande ausgekämpft wurde, von den Generalstaaten ohne rechten Nachdruck geführt; er war für sie durch den Verlust von Jülich und Breda bezeichnet. Nun aber schien gerade das Jahr 1626 größere Anstrengungen und eine erste Wendung des Glücks auf die Seite der Staaten bringen zu sollen. Sie hatten zwei Heere, ein größeres unter Prinz Heinrich Friedrich, ein kleineres unter dem Grafen Ernst Kasimir von Nassau, aufgebracht, und eben in den Tagen, da es sich um die Ausführung der in Duderstadt getroffenen Abreden handelte, gelang es dem Grafen Ernst, die Ergebung Oldenzaals, des vornehmsten jener Plätze, von denen die Spanier die östliche Flanke der Republik bedrohten (S. 226), zu erzwingen (1. August). Die Kunde von diesem Erfolg rief eine wahre Verwirrung in der Brüsseler Regierung hervor. Voller Furcht vor weiteren Fortschritten der begonnenen Offensive, fiel sie auf den einen Gedanken, daß man

alle Kräfte gegen weitere Anschläge, besonders solche, die von der feindlichen Hauptarmee gegen die Umgebung von Antwerpen versucht werden möchten, beisammen halten müsse, — ein Gedanke, der sich nun sofort gegen die in Duderstadt getroffenen Abreden kehrte: der Zuzug nach Deutschland, so hieß es, müsse unterbleiben, bis man gegen die Generalstaaten besser gesichert sei.

Durch diese Erklärung wurde die einzige von den in Brüssel geführten Unterhandlungen, welche Aussicht auf unmittelbaren Erfolg bot, abgeschnitten. Als unmittelbare Folge blieb jetzt in der Seele des Kurfürsten Maximilian nur noch ein verstärktes Mißtrauen und ein wachsender Groll gegen Spanien zurück. Und dennoch war in dem großen Zusammenhang der kriegerischen Aktionen auch diese Ablenkung der katholischen Streitkräfte noch keineswegs die gefährlichste: die schlimmste kam wenige Wochen nach den Duderstädter Abreden von Osten her.

Bethlen Gabor hatte seine mit den Westmächten angeknüpften Verhandlungen (S. 313 ff.), welche nunmehr auf ein doppeltes Ziel gingen: Aufnahme in das im Haag abgeschlossene Bündnis und Bewilligung der für seinen neuen Losbruch gegen den Kaiser geforderten Truppen und Monatssubsídien, seit Juni 1626 bei Dänemark, den Generalstaaten und England fortgeführt; und jetzt endlich, unter den wachsenden Kriegsnöten, schienen die Schwierigkeiten, welche die drei Mächte seinen Forderungen entgegengesetzt hatten, gegenüber den augenscheinlichen Vorteilen seiner Mitwirkung, sich wenigstens teilweise heben zu sollen. Der dänische König sah damals, wie Mansfeld ungebrochenen Mutes an der Arbeit war, seine geschlagenen Truppen zu ergänzen, und dabei neben andern Projekten auch wieder den verwegenen Gedanken eines Zuges gegen Schlesien und Böhmen ins Auge faßte. Indem er nun hier den Abenteurer beim Worte faßte, glaubte er das Mittel für ein fruchtbares Zusammenwirken mit Bethlen gefunden zu haben: ohne weiteres erklärte er am 11. Juni dem siebenbürgischen Agenten, daß Mansfeld dem Fürsten mit einem Truppencorps nach Schlesien entgegengehen solle, und daß der dänische Anteil an den geforderten Monatsgeldern (10 000 Reichsthaler) für drei Monate gezahlt werden solle.¹⁾ Sechs Monate später errang dann derselbe Agent — es war wieder Duad von Wickrad — auch einen Bescheid König Karls I.: Bethlen sollte in den Haager Bund aufgenommen werden und dabei die Verpflichtung übernehmen, mit 15 000 Mann dem Kaiser in den Rücken zu fallen; das von den Verbündeten ihm zu sendende Corps wurde auf 12 000 Mann gesetzt, und von den Subsídien versprach England einen vollen Monatsbetrag auf Rechnung aller Verbündeten vorzuschießen.²⁾

Allerdings unter diesen Verhandlungen ging das Jahr 1626 zu Ende, und als das neue Jahr anbrach, war noch kein Pfennig der also versprochenen

¹⁾ Der Betrag wurde dann bei den Generalstaaten vorstufweise erwirrt. (Camerarius, 1626 Juli 24. Schybergson, Sveriges etc. S. 408.) Anweisungen an den staatlichen Gesandten in Konstantinopel. (Noe, 1626 Dez. 30. Negociations S. 585.)

²⁾ Vorstuf von 10 000 Pfund gleich 40 000 Philippsthalern (also etwas mehr als 40 000 Reichsthaler, aber lange keine 70 000 Reichsthaler, wie Opel, III S. 86, meint), zu erlegen im Juni 1627. (Rusdorf II S. 305 fg. Noe, S. 580.)

Hilfsgelder in Bethlens Hände gekommen. Aber nun waren es die aus den eigenen Projekten und der wild bewegten Zeit hervorgehenden Erregungen, welche sowohl Bethlen, wie Christian über die Vorbedingungen hinweg zur raschen That drängten. Den ersten Schritt that Christian. Am 16. Juni traf er die förmliche Anordnung, daß Mansfeld, verstärkt durch eine vom Herzog Johann Ernst von Weimar befehligte Truppenabteilung, nach Schlesien ziehen und eine feste Stellung an der Oder gewinnen sollte: hier habe er Bethlen zu erwarten, um dann unter dessen Oberbefehl einen Angriff gegen des Kaisers Erblande zu unternehmen. Freilich war nun wieder der siebenbürgische Fürst auf einen so raschen Entschluß nicht vorbereitet; aber wie ihm derselbe kund wurde, wie er dann im August in Konstantinopel erfuhr, daß der Pascha von Ofen zur Aufstellung von Truppen angewiesen werde, um ihn, den Fürsten, zwar nicht zu unterstützen, aber gegen einen Vergeltungsangriff zu schützen, da faßte auch er seinen unwiderruflichen Entschluß: den 31. August setzte er als Termin seines Aufbruchs an der Spitze eines Heeres fest, und die ungarische Krone sollte noch einmal der Preis des neuen Waffenganges sein.

Es war allerdings ein verhängnisvoller Mangel, daß von dänischer und siebenbürgischer Seite diese Beschlüsse gefaßt wurden, ohne daß man über das zeitliche Zusammentreffen der beiderseitigen Heerzüge eine genaue Vereinbarung traf. Aber auch regellos ausgeführt, mußte der doppelte Anfall den Kaiser und seinen Feldherrn in die größte Gefahr bringen. Hatte doch Wallenstein, wengleich er zu Anfang des Jahres 1626 einen derartigen Flankenangriff gefürchtet hatte (S. 323), doch seit dem Sieg bei der Dessauer Brücke seine Aufmerksamkeit völlig dem Zug nach dem Norden zugewandt; hatten doch auch der Kaiser und die schlesischen Stände Rüstungen zur Verteidigung Schlesiens, die sie im März 1626 in Angriff genommen, im Mai wieder rückgängig gemacht. In der That wurden denn auch der Kaiser, und vor allem sein Feldherr durch die ersten Maßregeln zur Ausführung jener Pläne schwer erschüttert. Die frühesten Warnungen erhielt Wallenstein seit Ende des Monats Juni; dann aber, am 11. Juli, oder unmittelbar vorher, traf ihn die wohl begründete Nachricht, daß Mansfeld sich zu einem Zuge nach Schlesien aufmache. Wirklich hatten in jenen Tagen er und Weimar gegen 6000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter¹⁾ zusammengebracht, mit denen sie alsbald ihren Weg mitten durch die widerstandslose Mark Brandenburg einschlugen; schon am 17.—20. Juli zog dies kleine Heer durch die Stadt Frankfurt an der Oder, um nun den Strom aufwärts in das unbeschützte Schlesien einzubrechen. Was dann weiter die Schlag auf Schlag eintreffenden Berichte über den feindlichen Anzug für Wallenstein noch beängstigender machte, war die als selbstverständlich genommene Voraussetzung, daß Bethlen mit Mansfeld zusammenwirken werde, ferner die allerdings falsche Nachricht, daß Gustav Adolf mit einer Armee an der pommerschen Grenze landen wolle.

Die nächste Folge dieser Ueberraschung war, daß nunmehr der mit Tilly

¹⁾ Nach Mitslaff, 1626 Juli 10. (Gindely, acta historiam Bethleni illustrantia S. 414. Londorp III S. 880.)

zu unternehmende Angriffszug völlig aufgegeben wurde. Kurze Zeit freilich dachte Wallenstein sich mit dem neu hervortretenden Feind noch abfinden zu können, indem er seinen Obersten Pechmann mit einem Reitercorps nach Schlesien absandte; aber schon am 19. Juli war es ihm klar, daß die im Osten heraufziehende Gefahr seine Anwesenheit und die Hauptmasse seiner Truppen erfordere, und demgemäß traf er seine neuen Anordnungen. Eine Abteilung von zwei Infanterie- und drei Kavallerieregimentern nebst sechs Compagnien Kroaten wurde unter dem Befehl des Herzogs von Lüneburg der obersten Führung Tillys unterstellt, zur Verwendung für dessen Sommerfeldzug; zwei weitere Infanterieregimenter wurden in den Garnisonen von Magdeburg, Halberstadt und angrenzenden, besonders auch anhaltischen Gebieten zurückgelassen; der Feldherr selber aber brach am 8. August von Zerbst nach Schlesien auf, gefolgt von sieben Regimentern zu Fuß und 74 Compagnien zu Pferd,¹⁾ deren Gesamtzahl er auf 14 000 Mann angab. Es war eine rasche Entscheidung, durch welche der Plan einer großen einheitlichen Offensive völlig umgeworfen wurde. Drei Kriege hatte man jetzt in Deutschland nebeneinander: in Niedersachsen, in Oberösterreich und in Schlesien.

Derjenige, der in diesen Kriegen noch einmal einen glänzenden Siegespreis davon trug, war der alte General Tilly. In den Tagen, da der Plan seiner gemeinsamen Offensive mit Wallenstein noch schwebte, hatte er nach der Einnahme Mündens die Belagerung von Göttingen begonnen; und als diese Stadt am 11. August, nachdem jener große Plan vereitelt war, kapituliert hatte, zog er weiter gegen den dritten der Plätze, auf die er es zunächst abgesehen hatte, gegen Nordheim. Aber kaum war er am 15. August vor dieser Stadt angelangt, als er erproben mußte, daß endlich auch Christian IV. aus seiner Unthätigkeit herausgetreten war. Wohl hatte er kurz vorher schon erfahren, daß der König alle nach Mansfelds Abzug verfügbaren Truppen zwischen Wolfenbüttel und Goslar sammelte; allein überrascht wurde er doch, als Christian am 16. August mit einem besonders an Reiterei weit überlegenen Heere plötzlich²⁾ vor Nordheim erschien. Vorsichtig wich er vor ihm, die Leine aufwärts, zurück, nahm bei Nörten, zwischen Nordheim im Norden und Göttingen im Süden, eine feste Stellung ein und erwartete hier jene von Wallenstein ihm zur Verfügung gestellten Truppen, die er zu sich entboten hatte. Fast vier Tage nach diesem Zusammentreffen brach auch König Christian auf, um eine Bewegung zu unternehmen, welche in südöstlicher Richtung nach dem

¹⁾ Nach der Liste bei Tadra S. 424 Anm. Dazu Wallensteins Angaben, Aug. 9. (70 Fähnlein Knechte und 80 Compagnien zu Pferd, nicht völlig 14 000 Mann betragend). A. a. D. S. 418/19. — Von den bei Oppl II S. 553 genannten Regimentern waren die Kavallerieregimenter Marradas, Avandagno, Gonzaga, Coronini, Pechmann, Hebron, Herzog Franz Albert, Scharfenberg, Herzog Heinrich Julius zu dem vorausgeschickten Corps gehörig (Tadra S. 386, 388, 389, 391, 393, 394, 395, 398); bei den Infanterieregimentern fehlt das von Collalto, während das Regiment Nassau doppelt gezählt ist, und ein Regiment Arnim damals noch nicht existierte. — Ueber die von Wallenstein zurückgelassenen Truppen vgl. auch den von D. Schäfer (Neue Heidelberger Jahrb. X S. 29) mitgetheilten Bericht.

²⁾ Si subitement. (Tilly an die Infantin, 1626 Aug. 28. Villermont S. 738 der Deutschen Ausgabe.)

Rande des Eichsfeldes und am 24. August auf Duderstadt ging. Seine Absicht war, wie es scheint, die Verbindung zwischen Tilly und den Wallensteinschen Truppen zu hindern. Aber so schlecht hatte er seine Vorkehrungen getroffen, daß an demselben Tag, da er von Nordheim aufbrach, die Wallensteiner, nachdem sie vor Blankenburg am Südrande des Harzes vorbeigezogen waren, die Umgegend von Göttingen und damit die Verbindung mit Tilly gewannen. Und dieser glückliche Zug der katholischen Streitkräfte war es nun, der dem König Christian zum Verderben gereichte.

Am 23. August stand Christian knapp zwei Wegstunden nördlich von Duderstadt; an demselben Tag konnte Tilly, von Göttingen herankommend, seine Armee in ungefähr gleicher Entfernung westlich von Duderstadt aufstellen. Die von Wallenstein gesandten Hülfsstruppen, welche dieser auf 6000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter angegeben hatte, beliefen sich in Wirklichkeit auf 1900 Reiter und 2400 Mann zu Fuß, während Tilly seine eigene Feldarmee drei Monate vorher auf nur 6000 Mann Infanterie und 3000 Reiter berechnet hatte (S. 317), eine Ziffer, die Wallenstein noch Ende Juli für die richtige hielt.¹⁾ Mag letztere Angabe auch etwas tief gegriffen sein, groß war jedenfalls das Heer, welches Tilly heranzuführte, nicht; man wird annehmen dürfen, daß die dänische Armee, wenn auch die in runden Zahlen gemachten Angaben über ihre Stärke so unzuverlässig, wie fast immer sind, doch an Zahl der ligistischen überlegen war. Aber wie nun Christian am 24. August noch bis Duderstadt vorging, dort aber erfuhr, daß die gesamte katholische Armee ihm in der Flanke stand, schrak er vor der Entscheidung der Waffen zurück; in eiligem Rückzug längs des Westabfalls des Harzes suchte er das schützende Wolfenbüttel wieder zu gewinnen. Jetzt jedoch heftete sich Tilly an seine Fersen, ebenso unerbittlich, wie er vor drei Jahren dem Halberstädter gefolgt war. Schon am 26. brachte sein Vortrupp dem Nachzug des Königs empfindliche Verluste bei, und als sich am 27. August die Dänen vor Tagesanbruch von Seesen aufmachten, war er wiederum so dicht hinter ihnen, daß der König drei Wegstunden weiter, bei Lutter am Barenberg, zur Verteidigung Halt machen mußte.

Hier fand Tilly den Feind in einer Stellung, wie einst die Böhmen auf dem Weißen Berg: seine Regimenter waren auf dem Saum einer mächtigen Anhöhe aufgestellt, und am Fuß derselben zog sich ein Bach mit morastigen Stellen hin. Ihnen gegenüber ordnete Tilly die ligistischen Truppen auf dem rechten, die kaiserlichen auf dem linken Flügel, und da unter mehrstündiger Kanonade die Dänen in ihrer Stellung verharren, entschloß er sich, als der Nachmittag schon gekommen war, zum Angriff. Aber noch nicht lange hatten die ersten Truppenteile die Niederung überschritten und den Abhang zu ersteigen begonnen, als die dänischen Regimenter in wuchtiger Masse auf sie herabstürmten. Es erhob sich jetzt ein wechselvolles Ringen, und nach dem Zeugnisse Tillys war es ein Infanterieregiment, welches im ersten Anprall ungebroschen stand hielt,²⁾ es war im weiteren Verlauf des Kampfes die in der Mitte des

¹⁾ Tabra n. 87 S. 398; n. 89 S. 401, D. Schäfer a. a. D. S. 8.

²⁾ Un régiment d'infanterie le soustint; dann: elle (l'infanterie) eust enfin le dessus. (An die Infantin, 1626 Aug. 28. Villermont, Deutsche Ausg. S. 738.) Das Regiment ist Ritter, Deutsche Geschichte 1555–1648. III.

Seeres aufgestellte Infanterie überhaupt, der es vornehmlich zu danken war, daß schließlich der Feind zurückgedrängt, und dann sein Weichen zur wilden Flucht wurde. Lange dauerte das Gefecht nicht; ja wenn die Angaben, daß die eigentliche Schlacht um zwei Uhr begann, und daß König Christian IV., obgleich er erst vom Schlachtfeld enteilte, als alles verloren war, doch noch vor sechs Uhr abends in dem mehr als vier Meilen entfernten Wolfenbüttel anlangte, zutreffend sind, so kann das Treffen, ähnlich wie das auf dem Weißen Berg, kaum zwei Stunden gedauert haben.

Aber in diesen zwei Stunden wurde eine große Wendung in der kriegerischen Lage Norddeutschlands entschieden. Die nächste Folge der Niederlage Christians war die zeitweilige Auflösung seiner Armee. Verloren war sein mitgeführtes Geschütz — 22 Stücke — verloren, teils durch Tod, teils durch Gefangenschaft, war ein großer, wenn nicht der größere Teil seiner Infanterie; ein Glück für ihn war es noch, daß Tilly bei der Erschöpfung der eigenen Armee ihm drei Tage Zeit ließ, um in Wolfenbüttel seine zersprengte Reiterei zu sammeln, mit der er dann am 30. August seinen Rückzug nach der Elbe nahm. Hier schlug er Anfang Oktober sein Hauptquartier in Stade auf und behauptete mit dem Erzstift Bremen das Gebiet von der unteren Elbe bis zur unteren Weser. Aber gleichzeitig sorgten Verhandlungen und Waffen dafür, daß ihm fast alles, was er weiter aufwärts zwischen Elbe und Weser und vollends, was er westlich von letzterem Flusse besetzt hatte, verloren ging.

Die Verhandlungen wurden vom Kaiser in Gang gebracht, und zu ihrer Vorbereitung waren neue Mandate (29. Dezember 1625, 20. Juli 1626) ergangen, die nicht nur denjenigen, welche die vom Kaiser nicht autorisierten oder gar ihm offen feindlichen Truppenwerbungen und Truppenverwendungen selber vornahm, sondern auch den Ständen, welche solche anordneten, begünstigten oder auch nur in ihren Landen duldeten, die Reichsacht, d. h. das Geschick des pfälzischen Friedrich V., ankündigten. Diesem Ernste beugte sich als erster der erbärmliche Herzog Friedrich Ulrich, der nach seines Bruders, des Halberstädters Christian, Tod die Last der Regierung wieder hatte übernehmen müssen. Bedrängt durch kaiserliche Aufforderungen und durch seine Landstände, welche den Ausgleich mit dem Kaiser verlangten, suchte er bereits drei Wochen vor der Schlacht bei Lutter den Kaiser durch gute Versicherungen zu befriedigen; zwölf Tage nach derselben unterwarf er sich unbedingt, indem er sich gegen Tilly verpflichtete, seine Lande den kaiserfeindlichen Streitkräften nach Möglichkeit zu schließen, dagegen den kaiserlichen Truppen sie zum Durchzug, zur Einquartierung, zur Aufnahme von Besatzungen zu öffnen, ja sich die Hilfe dieser Truppen gefallen zu lassen, um die Dänen zur Räumung seiner Städte zu zwingen. Daneben mußte er — und dies war ein neues Zeichen jener Politik, welche in verdecktem, aber unerbittlichem Fortschreiten die Machtkämpfe der kirchlichen

entweder das von Rainach geführte (vorher Regiment Schmidt, vgl. Heilmann II, 2 S. 892; daher auch, z. B. Schäfer a. a. O. S. 18, der letztere Name gebraucht wird), oder das von Gronsfeld (vorher von Herliberg) geführte (vgl. Schäfer S. 10, 12, 16, 24 Anm. 2) oder auch das Regiment Alt-Tilly (Würzburgisches Regiment), welches die bis zu den bairischen Geschützen vorgebrungenen Dänen aufhielt. (Opel II S. 565.)

Parteien durch Urteile des Reichshofrats und kaiserlicher Kommissionen zu entscheiden suchte — förmlich Gehorsam gegen die kaiserliche Rechtsprechung geloben, ein Gelöbniß, das durch den Vorbehalt des von entgegengesetzter Seite angerufenen Religionsfriedens kaum abgeschwächt wurde.

So schloß sich denn die Wolfenbütteler Linie des Welfenhauses mit der Lüneburger in der Feindschaft gegen Christian IV. wieder zusammen. Fast noch drohender war es für den König, daß um dieselbe Zeit der Abfall seiner nächsten Agnaten begann. Die beiden Gottorfer Herzöge, sowohl Johann Friedrich, dem die Stifter Bremen und Lübeck zugefallen waren, als sein Neffe Friedrich III., der in dem Gottorfer Anteil von Schleswig und Holstein regierte, mögen sich von Anfang an der Politik Christians IV. nur mit Widerstreben gefügt haben, jetzt aber, unter dem unglücklichen Gang des Krieges, erschien auch ihnen das weitere Zusammengehen mit ihm verderblich. So richtete der Administrator schon am 19. August ein Schreiben an Tilly, in dem er seine Beteiligung am Krieg als eine ungewollte darstellte und ohne Umstände zum Einmarsch nach Holstein aufforderte;¹⁾ und in ähnlichem Sinne warb der Herzog Friedrich in der nächsten Zeit nach der Schlacht bei Lutter am kursächsischen Hof zugleich um die Hand einer Prinzessin und um Friedensvermittlung; im November versicherte auch er, daß er „an allem, so vorgegangen, ganz unschuldig“ sei. Nun konnten freilich die beiden Herzöge sich gegen Christian IV. nicht offen erheben, da dessen Truppen das Stift Bremen und das Herzogtum Holstein beherrschten, aber als der König am 8. Dezember 1626 einen holsteinschen Landtag zu Rendsburg eröffnete, der im März 1627 zu Kiel fortgesetzt wurde und eine ansehnliche Bewilligung zum Zweck der Landesverteidigung machte, fehlte der Herzog Friedrich: er wie sein Oheim enthielten sich fortan der Beteiligung am Kriege.

Wer fand sich jetzt von den Ständen des niederländischen Kreises überhaupt noch auf der Seite des Königs? Unter den geistlichen Fürsten hatte Christian zunächst seinen Sohn Friedrich, als Administrator des Bistums Verden (S. 239), in seiner Gewalt, daneben einen jüngeren, noch unmündigen Sohn, Ulrich, dem im Jahr 1624 das Bistum Schwerin nach dem Tode seines gleichnamigen Oheims (II 420) zugefallen war, endlich den landsflüchtigen Christian Wilhelm von Magdeburg, der in seiner Armee ein Kommando bekleidete. Von weltlichen Ständen harrten nur die beiden Herzöge von Mecklenburg, Adolf Friedrich und Johann Albert, auf seiner Seite aus. An sich hätten freilich auch diese Fürsten nichts mehr gewünscht, als der dänischen Waffenbrüderschaft ledig zu sein und sich mit dem Kaiser auf irgend erträgliche Bedingungen auszugleichen. Aber gerade sie mußten nun erfahren, daß für die protestantischen Reichsstände die Zeit des Ausgleichs vorüber war. Auf der einen Seite legte ihnen im November der König Christian zwei Regimenter ins Land und bestand auf deren Bezahlung; auf der anderen Seite traten ihnen Tilly und der Herzog Christian von Lüneburg mit einer neuen am 29. November erteilten kaiserlichen Kommission entgegen: sie hatten den im Widerstand noch verharrenden Ständen

¹⁾ Hurter IX S. 491.

ohne weitläufiges Verhandeln die Bedingungen der Rückkehr unter des Kaisers Guld zu stellen, und als solche stellten sie den Herzögen: Aufnahme kaiserlicher Truppen in zehn Plätzen, Gestattung von Durchzug und Quartieren und Unterstützung der Armee mit Rat und That im allgemeinen —, dies alles mit der in den kaiserlichen Mandaten angedrohten Strafe der Acht im Hintergrund. In dieser Bedrängnis zogen die Herzöge am Ende doch die dänischen Forderungen vor; sie öffneten sogar ihre Festung Dömitz einer dänischen Besatzung und nahmen hiermit die vom Kaiser angekündigten Folgen auf sich.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen ging Tilly gegen die in den Wolfenbütteler und Lüneburger Landen noch gebliebenen dänischen Besatzungen vor, und er brachte es im Laufe einiger Wochen dahin, daß von bedeutenderen Plätzen an der Weser nur die Stadt Nienburg, weiter zwischen Weser und Elbe das Stift Bremen, sowie Nordheim und Wolfenbüttel in dänischen Händen verblieben. Aber gerade bei diesem Vordringen der katholischen Truppen gegen die Elblinie erhob sich eine neue schwere Frage: sollte man die Altmark in die zu besetzenden Gebiete einziehen oder ausscheiden? Vom militärischen Gesichtspunkte war die Frage leicht zu beantworten: man bedurfte des Landes sowohl zur Deckung des westlich von der Elbe gewonnenen Gebietes, wie zu der ferneren, auf den unteren Lauf und auf die rechte Seite des Stromes angewiesenen Offensive; auch hatte der Landesherr, der Kurfürst von Brandenburg, keinen Anspruch auf Schonung, da seine Lande den dänischen Generalen Fuchs und Mansfeld für ihre kriegerischen Bewegungen offen gestanden hatten. Aber schwieriger erschien die Sache bei politischer Erwägung: am kaiserlichen Hofe wußte man, wie nahe Georg Wilhelm dem Anschluß an die Feinde des Kaisers gewesen, wie ungünstig die Stimmung auch sonst in dem bisher neutralen ober-sächsischen Kreise vielfach war; sollte man nun den Kurfürsten und vielleicht noch andere seiner Nachbarn durch ein gewaltthätiges Vorgehen nachträglich auf die Seite der Feinde treiben? Indes in diesem Schwanken wurde der Entschluß der kaiserlichen Regierung, wie so oft, durch ihren herrischen General vorweggenommen.

Im August 1626 war Herzog Georg von Lüneburg mit seinen beiden für Wallenstein geworbenen Regimentern von Wiesbaden her aufgebrochen, um zunächst mit Tillys Heer zusammenzuwirken. Wie der Oktober zu Ende ging, brach er aber plötzlich in die Altmark ein, und nun ging es hier ganz, wie in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt: nicht nur daß die Truppen über Städte und Dörfer in die Quartiere verteilt wurden, auch ihre ganzen Soldforderungen wurden nach der vor einem Jahr für Halberstadt verfaßten „Ordnanz“ den Unterthanen auferlegt. Jeder Versuch, bei Tilly oder dem Kaiser Abhülfe gegen diese furchtbare Besteuerung zu erlangen, scheiterte an der Thatfache, daß Wallenstein es befohlen hatte und auf seinem Befehl bestand. Nun hatte Wallenstein bereits einmal, nach dem Sieg bei der Dessauer Brücke, eine derartige Ausdehnung seines Kontributionsystems auf neutrale Stände des ober-sächsischen Kreises gewagt; aber damals fiel die von ihm angeordnete Einquartierung auf die kleinen Fürsten von Anhalt, jetzt handelte es sich darum, ob sich auch ein Kurfürst des Reichs in die Zahl seiner Tributpflichtigen einreihen ließ.

Was dem Kurfürsten Georg Wilhelm sowohl für offenen Widerstand, wie für erfolgreiche Vorstellungen von vornherein im Wege stand, war der Umstand, daß er eine widerspruchsvolle Lage durch eine widerspruchsvolle Politik verschlimmert hatte. Als Reichsfürst hatte er, ähnlich wie Landgraf Moritz von Hessen, durch seine Umtriebe bei Dänemark und Schweden den Kaiser und die Kaiserlichen bis zu dem Grade gereizt, daß Wallenstein ihn als des Kaisers ärgsten Feind bezeichnete; gleichzeitig aber hatte er den dänischen und den schwedischen König gegen sich aufgebracht, weil er sie im Stiche ließ, sobald es zum Kriege kam. Als Herzog von Ostpreußen hatte er in ähnlicher Weise den Unwillen seines polnischen Lehensherrn und seines schwedischen Schwagers erregt, und am wenigsten hatte er es vermocht, in der Verfechtung jener im Westen ihm zugefallenen Jülicher Erbschaft die alten krummen Wege zu verlassen. Hier vereinbarte er mit seinem Nebenbuhler, dem Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg, einen nicht zur Ausführung gelangten Vertrag (21. Mai 1624), welcher jene halbe Landesteilung des Xantener Vertrags (II 410) zu einer ganzen machen sollte, warb aber zugleich bei den protestantischen Nachbarmächten um Hilfe zur Verdrängung dieses Nebenbuhlers. Mit den Generalstaaten schloß er am 20. März 1622 und 2. November 1624 ein Bündnis zur Verteidigung seiner Rechte an die jülich-clevischen Lande, mußte sich aber dafür gefallen lassen, daß das unansehnliche Truppencorps von 1500, dann 1800 Mann, das er in Cleve-Mark halten sollte, auch den Staaten vereidigt wurde, daß die Generalstaaten die zum Unterhalt dieser Truppen auf den neuburgischen wie den brandenburgischen Anteil gelegten Kontributionen zum Teil selber eintrieben und daneben fortführen, um die Wette mit den Spaniern militärisch wichtige Plätze des Landes zu besetzen (S. 226). Zu dem tyrannischen Bundesgenossen geriet dadurch Brandenburg in kein viel freundlicheres Verhältnis als zu Neuburg und Spanien.

So war die brandenburgische Politik durch entgegengesetzte Bestrebungen gelähmt und bei Freund und Feind in geringer Achtung. Damit hing es aber wieder zusammen, daß jene Verlegenheit, welche durch die von kaiserlicher Seite ausgegangene Herausforderung dem Kurfürsten bereitet wurde, nicht die einzige war, sondern gleichzeitig durch eine entgegengesetzte Herausforderung überboten wurde. Bereits im Sommer des Jahres 1626 hatte nämlich Gustav Adolf — es wird davon noch die Rede sein — die Wucht seines polnischen Krieges gegen Westpreußen gewandt, hierbei aber das brandenburgische Ostpreußen in ähnlicher Weise zum Rückhalt für seine Kriegszüge gemacht, wie die Kaiserlichen die Altmark.

Von zwei Seiten also sah der Kurfürst seine Lande mißhandelt, und mit doppeltem Nachdruck trat damit die Anforderung an ihn heran, sich endlich für eine klare Politik zu entscheiden. Er mußte, so schien es, jetzt wählen, ob er zur Verteidigung seiner Lande und seines Ansehens sich gegen die beiden Mächte zugleich wenden, oder mit einer von ihnen eine Verständigung suchen sollte. Aber auch in diesen schicksalschweren Stunden hing in alter Weise die Entscheidung weniger von dem zaghaften Landesfürsten, als von den Parteien seines geheimen Rates ab. In dessen Mitte sah jetzt Adam von Schwarzenberg die

Stunde herannahen, da er von seinem ersten Erfolg (S. 312) zum vollen Sieg über seine Gegner fortschreiten mußte.

Wie bemerkt, gingen die Absichten Schwarzenbergs nicht eigentlich auf unmittelbaren Anschluß an den Kaiser, sondern zunächst auf Herstellung des Zusammengehens mit dem Kurfürsten von Sachsen. Diejenige Frage nun, welche die beiden norddeutschen Kurfürsten im Jahre 1624 unmittelbar getrennt hatte, war die der Anerkennung der bairischen Kur, welche Sachsen gewährt und Brandenburg verweigert hatte (S. 255). Als daher im November 1626 Schwarzenberg im Auftrag seines Herrn beim sächsischen Kurfürsten erschien, um über die Befreiung des brandenburgischen Gebiets von kaiserlichen und dänischen Truppen zu verhandeln, knüpfte er eigenmächtig an jenen Streitpunkt an, um eigenmächtig den Plan eines neuen politischen Vorgehens zu entwickeln. Das zu erstrebende Ziel, so stellte er dem Kurfürsten Johann Georg vor, ist Herstellung der Eintracht im Reich; Vorbedingung dieser Errungenschaft ist Herstellung des Einvernehmens zwischen Brandenburg und Sachsen, und wenn man nun in Dresden diesen Gewinn wieder davon abhängig macht, daß Brandenburg sich zur Anerkennung der bairischen Kur herbeilasse, so dürfte eine solche Forderung jetzt auf keinen Widerstand mehr stoßen. — Solche Vorstellungen mußten in Kursachsen gefallen; denn sie gewährten neue Aussichten auf die Einigung des kurfürstlichen Kollegiums und somit auf einen einträchtigen Verlauf jenes Deputationstages (S. 256), der unter den neuen Kriegsstürmen ausgesetzt war, nun aber unter besseren Aussichten eröffnet werden und den Zusammenschluß des Reichs gegen die auswärtigen Mächte zur Folge haben konnte. Sie trafen aber auch beim brandenburgischen Kurfürsten auf eine günstige Stimmung; denn auch er hatte ja längst begonnen, seinen kaiserfeindlichen Räten, die so schwere Wagnisse von ihm verlangten, das Vertrauen zu entziehen. Und so kam es zu der Erklärung Georg Wilhelms, daß er, wenn förmlich darum ersucht, die Anerkennung der bairischen Kur mit den gleichen Beschränkungen wie Sachsen sie aufgestellt hatte, zu gewähren bereit sei.

Das Verlangen Schwarzenbergs war nun, daß beides, das Gesuch und die Anerkennung, gleich im Winter von 1626 auf 1627 vor sich gehe; vielleicht konnte dann weiter folgen, was er sehnlichst wünschte: die kriegerische Einigung von Kurfürsten und Fürsten gegen die fremden Mächte, die Ausweisung des dänischen Königs aus dem Reiche, sei es auf gütlichem Wege, sei es mittels der gegen ihn als Herzog von Holstein zu erlassenden Reichsacht, und dann eine ähnliche Abschließung des Reichs und der Lande seiner Fürsten gegen das Eindringen Schwedens. Aber nicht so groß war die Eile des kaiserlichen Hofes. Erst im Mai 1627 erschien als kaiserlicher Gesandter mit dem vom Kurfürsten gewünschten Gesuche der Burggraf Hannibal von Dohna, und da erfolgte denn am 22. Mai, unter all den Vorbehalten, die auch Sachsen gemacht hatte, die Erklärung Georg Wilhelms, daß er den Herzog Maximilian als Kurfürsten anerkenne. Von einer kaiserlichen Gegenleistung, in Gestalt der Befreiung seiner Lande von Inquartierungen und Durchzügen, wie sie dem sächsischen Kurfürsten gewährt wurde, war jedoch hierbei keine Rede. Nur das war von Schwarzenberg erreicht, daß der brandenburgische Kurfürst von seiner kaiserfeindlichen

Politik völlig abgezogen, das Land aber der Ausbeutung durch Wallensteins Truppen preisgegeben war.¹⁾

Während solche Erfolge in Norddeutschland errungen wurden, brach auch jener zweite Ansturm gegen die kaiserliche Politik, welchen die oberösterreichischen Bauern versucht hatten, zusammen. Der Anfang des Umschwungs in der militärischen Lage trat hier im Monat August ein, als der Kaiser von Böhmen und Oesterreich her einige tausend Mann regulärer Truppen auf den Kampfplatz hatte senden können. Unter ihren Obersten Löbl und Breuner bewährten diese Truppen in rasch folgenden Schlägen eine solche Ueberlegenheit über die Bauernhaufen, daß schon im Laufe einiger Wochen ihre Kraft gebrochen zu sein schien. Am 23. September vollzogen zu Enns Abgeordnete der vier Viertel ihre bedingungslose Unterwerfung unter den Kaiser und den Kurfürsten von Baiern. Aber in denselben Tagen, da über diese Unterwerfung noch verhandelt wurde, erhoben sich im Südwesten des Landes, im Hausrußviertel, die Bauern zu einem neuen Aufstand, der beschränkter in seinem Gebiete war, aber durch die todesverachtende Entschlossenheit der Rebellen die bisherigen Kämpfe noch überbot. Den unmittelbaren Anlaß gab der Umstand, daß jene Unterwerfungsverhandlungen einseitig von kaiserlichen Kommissarien, ohne Zuziehung Baierns geführt wurden, und daß Kurfürst Maximilian ohne Rücksicht auf dieselben am 18. September das Regiment Holstein von der Donau her, am 19. September ein bairisches Corps von 3800 Mann von der westlichen Landesgrenze aus in das Hausrußviertel eindringen ließ. Da schlossen sich die Bauern dieses Gebietes noch einmal in mächtigen Haufen zusammen. Am 19. September schlugen sie Holsteins Truppen bei Neukirchen, am 20. die Baiern bei Kornröd, am 10. Oktober eine österreichische Abteilung bei Wels. Dem Kurfürsten Maximilian blieb jetzt nichts anderes übrig, als ein kleines Heer zusammenzubringen, dessen Führung er dem aus spanisch-mailändischen Diensten übertretenden Freiherrn Heinrich von Pappenheim übergab. Mit diesem war endlich der richtige Mann gefunden. Am 8. November begann Pappenheim an der Spitze von etwa 8000 Mann einen Rundzug durch das empörte Gebiet, der ihn bis zum 25. von Linz über Efferding nach Gmunden, von da über Böcklabruck und Wolfsegg nach Feuerbach führte, und bei dem er in vier heißen Treffen die Widerstandskraft der Aufständischen brach.

Die unvermeidliche erste Folge des also errungenen Sieges war ein Blutgericht über gefangene Bauernführer, bei dem übrigens die nachweisbare Zahl der Opfer nicht über zwanzig stieg. Eine zweite lang andauernde Folge war einerseits der schwere Menschenverlust — um so schwerer, da bei jedem Sieg die Losung nicht auf Gefangennahme, sondern auf ein massenhaftes Niedermachen ging —, andererseits die grauenhafte Zerstörung der Vermögen, besonders der

¹⁾ Quellen für obige Darstellung sind folgende Schreiben: Schwarzenberg an Schönberg, 1626 Nov. 24. Kurfachsen an Schönberg, Nov. 25. Schönberg an Schwarzenberg, Nov. 27. Kurfachsen an Kurbrandenburg, Dez. 1. Kurbrandenburg an Kurfachsen, Dez. 7. Schwarzenberg an Schönberg, Dez. 7. Resolution Kurbrandenburgs auf Dohnas Werbung, 1627 Mai 22. (Dresdener St.A. 8104, 16. Buch. Anschließend die Mitteilungen Gebauers, Brandenburg i. J. 1627 S. 75 fg.)

Gebäude und des Viehbestandes. Eine dritte und größte Folge war es, daß der hart erkämpfte Sieg den Kaiser in dem Werk der Gegenreformation für seine gesamten Erblande bestärkte. In Oberösterreich waren es vor allem die Adlichen und Bürger, für welche jetzt die letzten Rücksichten wegfielen: sie mußten kraft neuer Erlasse auswandern oder katholisch werden. Merkwürdigerweise machte man jedoch den Bauern gegenüber eine kleine Ausnahme. War es die Sorge vor einem nochmaligen Verzweiflungsausbruch oder die Rechnung, daß man dem verwüsteten Land nicht noch weitere Arbeitskräfte entziehen durfte, — genug bei der auch jetzt noch nicht gebrochenen Hartnäckigkeit der Bauern ließ man es bei dem Verbot aller protestantisch gottesdienstlichen Handlungen und protestantischer Lehrer und Bücher, sowie dem Gebot der Teilnahme am katholischen Gottesdienst, ohne jedoch zur Ausweisung wegen des Bekenntnisses zu schreiten. Man durfte erwarten, daß so, wenn nicht die alte, so doch die jüngere Generation gewonnen werde.

Neben diesem zweiten großen Kriege mußte nun noch der dritte Waffengang entschieden werden: der Kampf, in dem Wallenstein und Bethlen Gabor einander gegenüberstanden.

Als Wallenstein am 8. August von Zerbst aufbrach, hatte ihn das Feuer der Offensive ergriffen. Am wünschenswertesten erschien es ihm, daß er Mansfeld fassen möchte, bevor er sich mit Bethlen vereinigte, aber als wahrscheinlich sah er es an, daß beide sich vor ihm verbinden würden, sei es in Mähren, sei es in Ungarn an der Waag. Für diesen Fall mutete er dem Kaiser die Zusendung eines mächtigen Hülfscorps, besonders aus ungarischer und polnischer Reiterei, zu; denn keineswegs, meinte er, darf man den Krieg gegen Bethlen, wie in Göding, defensiv führen. Ohne indes den Bescheid hierauf abzuwarten, trieb er seine schwerfällige Armee in 9 Tagen (8.—17. August) nach Sagan, von da in 13 weiteren Tagen (17.—30. August) nach Neustadt an die schlesisch-mährische Grenze, nach deren Ueberschreitung er am 2. September in Olmütz anlangte. Im Laufe von 25 Tagen hatte er einen Weg von reichlich 600 Kilometern zurückgelegt. Allerdings von seinem Fußvolk mußte er bei diesen Märschen über 3000 Mann zurücklassen, aber als Lohn seiner Anstrengungen winkte ihm nun doch die unverhoffte Aussicht, den Grafen von Mansfeld vor seiner Vereinigung mit Bethlen zu schlagen.

Bei ihrem Eindringen in Schlesien hatten Mansfeld und Weimar das Land nicht besser verteidigt gefunden als die brandenburgischen Marken. Ohne sich also durch die paar Fähnlein Fußsoldaten, die sich im Dienst der Stände dort fanden und demnächst vermehrt werden sollten, oder durch das Landaufgebot, das erst bei ihrem Eindringen verkündet wurde, ernstlich gehindert zu sehen, zogen sie am rechten Ufer der Oder aufwärts; am 11. August standen sie bereits in Oberberg, um sich nun nach Osten und Westen auszubreiten und durch die Einnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf (12.—22. August) eine feste Stellung zwischen Schlesien, Ungarn und Mähren zu gewinnen. Aber nach diesen leichten Erfolgen begann für sie eine Zeit schwerer Prüfung. Ohne feste Vereinbarung hatten sie doch erwartet, daß Bethlen Gabor's Streitkräfte in Schlesien zu ihnen stoßen würden. Nun aber mußten sie erfahren, daß es

mit dessen Aufbruch nicht so geschwind ging. Es dauerte bis zum 13. September, ehe der Fürst in Debreczin einzog; von dort wandte er sich dann nach Jülek und die Cipel hinab in das Honther Komitat, wie es schien, mehr bemüht, mit den vom Ofener Pascha zusammengebrachten Truppen Verbindung zu gewinnen, als mit seinen deutschen Freunden. Die letzteren, das liegt am Tage, gerieten hierdurch in alle Gefahren, die eine ausgefetzte Stellung und ein nachdrängender Feind mit sich bringen. Herzog Johann Ernst von Weimar griff in dieser Not nach dem geradesten Ausweg: statt Bethlen in Schlesien zu erwarten, sollte man ihm nach Ungarn entgegenziehen. Allein Mansfeld schien jetzt noch mehr, als bei seinem letzten Zug, die Art des unsicher gewordenen Spielers herauszukehren. Erst zog er seinen Mittelfeldherrn, nachdem die in Schlesien genommenen Plätze durch Besatzungen gesichert waren, nach Mähren hinein bis nach Leipnik; dann (27. August) erregte er dem Herzog, mit dem er in gewohnter Weise schon längst in Zwist geraten war, einen heftigen Streit über die weiter zu verfolgende Richtung. Das Ende war, daß Johann Ernst mit seinen Regimentern den Weg nach Ungarn einschlug, und zwar nach Trentschin an der Waag, daß dagegen Mansfeld in Mähren weiter nach Süden, gegen die Stadt Kremstier, vorging. Was er eigentlich wollte, ob sein Vorgehen, daß er einen tollkühnen Zug nach Böhmen und von da etwa in die Oberpfalz und weiter beabsichtigte, auf Wahrheit beruhte, ist nicht zu bestimmen. Gewiß ist nur, daß er, als er am 3. September auf dem linken Ufer der March, der Stadt Kremstier gegenüber, eintraf, auf dem rechten Ufer die Scharen des von Olmütz kommenden Wallenstein einrücken sah.

Vor Wallensteins überlegenen Streitkräften mußte Mansfeld zurückweichen, und leicht konnte jetzt ein entscheidender Schlag fallen, wenn Wallenstein sich mit demselben Geschick seinem Gegner an die Fersen zu hängen verstand, wie Tilly dem dänischen Könige. Aber hier war das größere Geschick auf seiten Mansfelds. Während Wallenstein ohne Kenntniss der Bewegungen seines Gegners und ohne sonderliche Eile über Ungarisch-Brod nach Freistadt an der Waag marschierte und dort über eine Woche Halt machte, war Mansfeld ihm auf dem Weg über die Karpathen zuvorgekommen, hatte die Waag höher aufwärts bei Trentschin überschritten und sich dann westlich nach den Quellen der Neitra auf Remet-Prona bewegt, wo er mit dem Herzog Johann Ernst wieder zusammenstieß. Daß beide Generale sich in diesen nördlichen Grenzgebieten, wo ein weiter Abstand sie von dem südlich stehenden Bethlen trennte, niederließen, mochte zum Teil aus Rücksicht auf die Verpflegung, vornehmlich aber deshalb geschehen sein, weil hier die Herrschaften des zu ihnen haltenden Magnaten Pleshazy ihnen den Rücken deckten und den Weg nach dem Herzogtum Teschen frei hielten. Jedenfalls gewann aber Wallenstein durch diese Entfernung der deutschen Truppen den großen Vorteil, sich gegen Bethlen und zugleich gegen den Ofener Pascha wenden zu können, wozu letzterer den Auftrag, dem Siebenbürgener den Rücken zu decken, eben jetzt dahin erweiterte, daß er die Festung Neograd vergeblich einzunehmen versuchte.

Wallenstein nun, indem er sich vorsichtig Bethlen und den Türken näherte, zog mit seiner Armee, deren starke Abgänge durch das Corps Pechmanns und

reichlich tausend ungarische Husaren ersetzt waren, von der Waag nach der Neitra, dann diesen Fluß abwärts bis Neuhäusel. Erst hier schien plötzlich seine ganze Thatkraft wieder zu erwachen. Am 27. September marschierte er, sein Gepäck und grobes Geschütz zurücklassend, über 40 Kilometer nach der Gran und über dieselbe bis nach Lewentz auf das Heer Bethlens los: nur etwa 25 Kilometer trennten ihn von seinem in Zsalatnya lagernden und von den größten Sorgen erfüllten Gegner. Indes, so weit gekommen, ließ er abermals mit einer für Freunde und Feinde unbegreiflichen Unentschlossenheit zwei kostbare Tage verstreichen. Erst am 30. September, nachdem Bethlen inzwischen türkischen Zuzug von Neograd erhalten hatte, ging er gegen den Feind an, aber so, daß der Tag unter Scharmützeln dahinging, und der Abend herankam, bis er seine Armee in Schlachtordnung formiert hatte und vorführte. Nun schreckte die einbrechende Nacht ihn wieder vom wirklichen Angriff ab; Bethlen dagegen benutzte das Dunkel, um in schleunigem Rückzug nach Szecsény aus dem Bereich des gefährlichen Gegners zu kommen und dann die deutschen Hülfstruppen an sich zu ziehen. Ihm weiter zu folgen und sich mit seinen unbezahlten und abgematteten Truppen tiefer nach Ungarn hineinzuwagen, hielt Wallenstein für einen wahnsinnigen Gedanken; also wich er langsam zurück an die Neitra, dann an die Waag und schließlich (17. Oktober) noch hinter diesen Fluß nach Tyrnau. Der Feldzug erreichte damit sein Ende.

Für alle diejenigen, die als Ersatz der furchtbaren Opfer der Wallenstein'schen Heereserschöpfung glänzende Erfolge erhofft hatten, war dieser Ausgang eine bittere Enttäuschung. Indes der nächste Zweck des Feldzugs, daß nämlich der Kaiser von der im Osten emporgestiegenen Gefahr befreit werden sollte, wurde gleichwohl dank der Unzuverlässigkeit Bethlens erreicht. Schon im Jahre 1623 hatte sich's ja gezeigt, daß für diesen Abenteurer der Krieg ein bloßer Versuch war, rasch zu wagen und rasch wieder aufzugeben, je nachdem ihm günstige oder ungünstige Aussichten entgegenkamen. Nun stellte sich ihm die Hoffnung, in Ungarn starken Anhang zu finden und die Türken von kleinen Friedensbrüchen zum großen Bruch zu treiben, abermals wie im Jahre 1623 als Täuschung heraus; auch auf die Zusage von Hülfsgeldern konnte er nicht bauen, da der Betrag kärglich war, und die Zahlung noch immer auf sich warten ließ; jene hungernden Söldnertruppen vollends, welche Mansfeld und Weimar ihm zuführten, waren mit ihren Ansprüchen auf Geld und Verpflegung mehr eine Last, als eine Stütze. Unter solchen Umständen vollzog Bethlen eine jener jähen Wendungen, die er liebte. Nachdem er sich den Weg zur Verhandlung mit dem Kaiser gleich bei seinem Losbruch durch Versicherung seiner Neigung zum Ausgleich frei gehalten hatte, stellte er zehn Tage nach seinem Rückzug vor Wallenstein den förmlichen Antrag auf Friedensverhandlungen, und da führte denn auch jetzt wieder das beiderseitige Bedürfnis nach vorläufiger Ruhe zur raschen Verständigung. Ein am 20. Dezember 1626 in Preßburg geschlossener Vertrag erneuerte den Wiener Frieden von 1624 (S. 253), nicht ohne besondere Bestimmungen zur Sicherung desselben, unter denen die Verpflichtung Bethlens, den Grafen von Mansfeld nebst anderen Feinden des Kaisers mitsamt ihren Truppen aus seiner Umgebung zu entfernen, am einschneidendsten war.

Allerdings eine sichere Bürgschaft, daß Bethlen den Frieden halten werde, war auch durch diesen dritten Vertrag nicht gewonnen; allein was die weiteren Antriebe des Siebenbürgers unwirksam machte, das war einerseits seine zerüttete Gesundheit, wie er denn auch drei Jahre später (15. November 1629) der Wassersucht erlag, andererseits das zunehmende Friedensbedürfnis der Türken. Denn auch mit den Türken trat der Kaiser alsbald in neue Verhandlungen ein, und deren Ergebnis war ein im September 1627 geschlossener Vertrag, in welchem der Friede von Gyarmath (S. 314) befestigt und nunmehr auf volle 25 Jahre erstreckt wurde.

Was sollte aber jetzt aus jenem deutschen Heerhaufen werden, der sich den Weg von der Elbe bis nach Ungarn gebahnt hatte? Das war eine Frage, die sich um so verzweifelter ausnahm, da diesen Truppen inzwischen auch ihre Führer entzogen waren. Der eine von ihnen, der Graf von Mansfeld, hatte, als im Oktober ihm alle Hülfsmittel ausgingen, sich seiner früheren Leistungen als diplomatischer Unterhändler entsonnen, besonders wie er im Jahre 1624 Zahlungsverprechungen errungen hatte, die nicht nur von Frankreich und England, sondern auch von Venedig und Savoyen eingelöst werden sollten (S. 286). Obgleich nun in Wirklichkeit die italienischen Mächte sich aller Teilnahme an den Unternehmungen Christians IV. und Bethlens enthielten, griff er gleichwohl zu der verzweifeltsten Auskunft, auf einer diplomatischen Rundreise zu seinen Kriegsherrn, deren erste Station Venedig sein sollte, neue Geldspenden und neue kriegerische Entschlüsse zu erwirken. Und so, mit der Bertröstung, demnächst wieder zu kommen, verließ er Anfang November die Armee. Aber wie schon längst der Erfolg von seinen kriegerischen Wagnissen gewichen war, so kam jetzt auch die Stunde heran, da sich sein Körper weiteren Anstrengungen dieses wilden Lebens versagte. Daß eine Krankheit in ihm wühlte, wußte man schon bei Beginn des letzten Feldzugs. Wie er nun mit einigen treu aushaltenden Offizieren quer durch Ungarn und Bosnien hindurch die dalmatinische Küste zu erreichen suchte, wurde er in der Nähe von Serajewo von einem Blutsturze befallen, der in der Nacht vom 29. zum 30. November seinem Leben ein rasches Ende machte. — Das gleiche Geschick erreichte vierzehn Tage später seinen Genossen in der Heerführung, den Herzog Johann Ernst von Weimar, von dem er sich in unverföhntem Zwist getrennt hatte. Auch der hatte als Mann von untergrabener Gesundheit den Feldzug angetreten; und auch ihm gaben die Anstrengungen und Aufregungen des ungarischen Krieges den letzten Stoß. Am 14. Dezember 1626 wurde er in Szent Marton, erst 32 Jahre zählend, vom Tode hinweggerafft.

Das verwahrloste Heer, welches die beiden Generale kommandiert hatten, bestand jetzt noch aus ungefähr 4000 Mann, die in Ungarn darboten, und einer anderen Hälfte, die als Besatzung in ober-schlesische Plätze, besonders Teschen, Troppau und Jägerndorf, verteilt war. Zum Glück für sie hatte Christian IV. in der Person des Joachim von Miklaff den beiden Generalen einen besonderen Bevollmächtigten beigegeben. Der führte nun die Heeresstrümmen in den ober-schlesischen Fürstentümern Jägerndorf, Troppau und Teschen und weiter nordwärts in den Gebieten von Pleß und Beuthen zusammen. Er verteilte sie in

Quartiere, schaffte ihnen Geld und Unterhalt aus Kontributionen und einigen Zuschüssen der Glaubensgenossen und wußte sogar durch Neuwerbungen die ungeheuren Mannschaftsausfälle so erfolgreich zu ersetzen, daß im Frühjahr 1627 sein Fußvolk auf 9400, seine Reiterei auf 4200 Mann gerechnet wurde. Was ihm den Mut gab, auf diesem völlig ausgelegten Posten zu verharren, war die wahnwitzige Hoffnung, daß Bethlen, wenn nur der Winter überstanden sei, ihm neuerdings zuziehen und zu neuen Thaten Lust machen werde.

Wie aber, so muß man hier fragen, war es möglich, daß Wallenstein, der doch von Bethlen und den Türken freie Hand erhielt, solchen Täuschungen nicht durch die Vernichtung der durch und durch zerrütteten Truppen ein Ende bereitete?

Nach Wallensteins eigenen Ausagen lag die Lösung des Rätsels darin, daß seine Truppen in nicht besserem Zustand aus Ungarn herausgekommen waren, als die des Feindes: die Zahl der Gesunden, die in Ungarn zuletzt noch unter seinen Fahnen waren, habe, sagte er einige Monate nachher, nicht viel über 4000 Mann betragen, und die sämtlichen in Ungarn gewesenen Truppen seien derart ruiniert, daß er die Zeit bis zum nächsten Juni oder Juli brauche, um sie wieder feldtüchtig zu machen. Bei solchen Zuständen war es allerdings erklärlich, daß Wallenstein, statt nach neuen Thaten, schon am 27. September nach der Erquickung der Winterquartiere ausschaute; aber ein Schrecken für den kaiserlichen Hof war es, als er fünf Tage später, nachdem er eben das ruhmlose Zusammentreffen mit Bethlen Gabor gehabt, sich auch offen über die für die Einquartierung einzig verfügbaren Lande aussprach: es waren die kaiserlichen Erbländer, also zunächst Mähren und die anstoßenden Kreise von Böhmen, dann die vom Feinde noch unbesetzten Teile von Schlesien.

Es war ein Wort, das man längst erwarten mußte. Aber wie es nun ausgesprochen wurde, traf es in eine Bewegung der Gemüter hinein, die schon in den ersten Zeiten von Wallensteins Kriegsführung begonnen hatte, im Fortgange derselben gewachsen war und infolge dieser letzten Zumutung so mächtig anschwell, daß die Frage, ob der Krieg überhaupt in dieser Weise fortgesetzt werden könne, sich unabweisbar aufdrängte. Es trat damit eine Schwankung in die kaiserliche Kriegsführung ein, wie sie sich später noch wiederholen sollte, deren erster Eintritt aber besonderer Aufmerksamkeit wert ist.

Von Anfang an war es Wallensteins eigenmächtiges Zugreifen, dann die Flut der Beschwerden über seine Mißhandlung der Reichslande gewesen, welche am kaiserlichen Hof eine stetig wachsende Gegnerschaft gegen ihn hervorgerufen hatte. Als hierauf der Feldzug des Jahres 1626 mit einem so schneidenden Kontrast endete — auf der einen Seite der Sieg Tillys über den Dänenkönig, auf der anderen Seite die versäumten Gelegenheiten Wallensteins gegenüber Bethlen und Mansfeld —, gewann diese Gegnerschaft ihre gefährlichste Spitze: Wallenstein wurde als ein Feldherr dargestellt, der erst durch seine Armee das Reich, dann durch seine Unfähigkeit die Armee ruiniert habe. Es bildeten sich darüber am kaiserlichen Hof zwei scharf abgegrenzte Parteien, die eine für, die andere wider Wallenstein. So war im Hofkriegsrat der im Jahre 1624 zum Präsidenten erhobene Graf Rambold von Collalto in eine stille, durch persön-

liche Konflikte noch geschärfte Gegnerschaft gegen den General eingetreten, während sein wichtigster Mitarbeiter, Gerhard von Duestenberg, sich demselben nach Kräften gefällig erwies; im geheimen Rat hielt Eggenberg seine mächtige Hand über Wallenstein, während das nach ihm geachtetste Mitglied desselben, Graf Maximilian von Trautmannsdorf, den Gegnern des Generals zuzuzählen war. Außerhalb der kaiserlichen Beamtenschaft hatte sich unter den Eindrücken des ungarischen Feldzugs auch der spanische Gesandte, der Marchese Aytona, das Urteil über Wallensteins ungenügende Befähigung angeeignet, und vollends war das Haupt der Liga, dessen Gesandter, Dr. Leuter, alles Ueble über Wallenstein aufzumerken hatte, zu einer wahrhaft tödlichen Feindschaft gegen den General fortgeschritten.

Nun kam zu allen Gründen des Unwillens gegen Wallenstein noch jene Zumutung der Verlegung der Winterquartiere in die kaiserlichen Erblande hinzu. Daß bisher die Reichslande ausgepreßt waren, hatte die Ruhe der kaiserlichen Regierung nicht ernsthaft gestört, aber daß auch die Kammergüter des Kaisers, die Grundherrschaften der österreichischen Aristokratie den Druck Wallensteinscher Quartiere über sich ergehen lassen sollten, trieb die Mißstimmung auf ihren Höhepunkt; jetzt schien sich das Uebergewicht auf die Seite der Gegner Wallensteins zu neigen, sie durften hoffen, die Absetzung des Generals zu erwirken.

Indes hier, wo es sich darum handelte, die Schwankungen des kaiserlichen Hofes zu beherrschen, sollten sie doch in Wallenstein ihren Meister finden. Der General hatte den Sturm vorausgesehen, und er hatte dafür gesorgt, daß der Vorteil des ersten Angriffes ihm zufiel. Ins Unrecht hatte sich die kaiserliche Regierung vor allem dadurch gegen ihn gesetzt, daß sie ihm beinahe alle Mittel zur Kriegführung versagte; hatte er doch auch in diesem Jahr, um nur für die dringendsten Zahlungen die elende Summe von 100000 Thalern herauszuschlagen, monatelang mit den heftigsten Mahnungen einstürmen müssen. Teils nun aus diesem Grund, teils wegen der Umtriebe seiner Gegner hatte Wallenstein bereits im Februar 1626 seinem Schwiegervater Harrach, und durch ihn dem Kaiser, den Entschluß eröffnet und dann noch mehrmals, zuletzt am 5. November, bestätigt, daß er nach Beendigung des Feldzugs zurücktreten werde. Also die Abdankung wurde von ihm selbst gefordert, ehe seine Gegner sie offen zu fordern wagten. Damit aber stellte er die kaiserliche Regierung auch vor die Frage nach den Folgen einer solchen Abdankung. Möchte man nach Wallensteins Rücktritt die unbezahlte Armee auflösen oder einem anderen Führer unterstellen, auf jeden Fall war zu erwarten, daß dann der bisherige General, seine Obersten und Hauptleute mit dem Verlangen nach Abrechnung und nach Berichtigung ihrer wirklichen oder angeblichen Rückstände hervortreten würden. Das aber bedeutete für die bankerotte kaiserliche Regierung Gefahren, vor denen die Nachteile der Wallensteinschen Kriegführung wenigstens vielen ihrer Mitglieder in ein anderes Licht traten, vor allem auch dem Kaiser Ferdinand selber. Der fand am Ende keinen anderen Ausweg als den Versuch einer gründlichen Aussprache, und zur Vornahme derselben ordnete er einen Mann ab, der von vornherein zur Nachgiebigkeit geneigt war, den Fürsten Ulrich von Eggenberg.

Am 25. und 26. November wurde die Konferenz zwischen Wallenstein und

Eggenberg zu Bruck an der Leitha gehalten. Nach allem was vorgegangen war, mußte sie sich um zwei sehr verschiedene Punkte drehen: um die gegen Wallensteins Kriegführung erhobenen Bedenken einerseits und um die von Wallenstein für die Beibehaltung der Führung gestellten Bedingungen andererseits. Die Ueberlegenheit Wallensteins zeigte sich gleich darin, daß der letztere Punkt in den Vordergrund gerückt wurde. Zunächst die Frage der Winterquartiere! Sie war bei Eggenbergs entgegenkommender Gesinnung eigentlich entschieden, sobald man von dem Gedanken einer Auflösung der Armee abstand. Denn wohin anders konnte man, da Ungarn zu arm und ungesund war, die ermatteten Truppen hinführen, als in die von Wallenstein bezeichneten Lande? — Dann kam die Frage der Verwendung der Armee. Hier ging Wallenstein von einer im Vergleich mit seinen Gegnern viel günstigeren Beurteilung der Ergebnisse des letzten Feldzuges aus: war doch Christian IV. geschlagen, das Kriegswetter im Osten zerstreut, und die Verbindung der feindlichen Mächte im Westen, wie sich noch zeigen wird, halb gelöst. Darum gedachte er, jenen von ihm und Tilly geplanten Doppelstoß gegen Christian IV. im nächsten Sommer wirklich zu führen und folglich seine Tadler zu entwaffnen, — nur freilich, daß er jetzt mit Bedingungen kam, in denen die eigentliche Schwierigkeit der Verhandlung enthalten war.

Schwer für den Kaiser war gleich die erste Forderung, daß die im Königreich Böhmen erhobene direkte Steuer, die sogenannte Kontribution, als ein bescheidener, aber ständiger Zuschuß, dem Heere zugewandt werden solle: es war eine Abgabe, deren Jahresertrag bei der Neubewilligung von 1627 auf 800 000 Gulden — wahrscheinlich viel zu hoch — veranschlagt wurde. Ungleich schwerer aber war eine zweite Forderung, welche der unerbittliche Kriegsmann gleichsam als Antwort auf die Klagen über die ziellose Vergrößerung seines Heeres aufstellte, das Ansinnen nämlich, daß die Armee nicht allein wieder auf ihren normalen Stand gebracht, sondern in großartigem Maßstab vermehrt werden müsse. Was diesen Anspruch für den Kaiser doppelt schwer machte, waren die besonderen Umstände, unter denen er erhoben wurde. In gewohnter Weise eigenmächtig zugreifend, hatte Wallenstein bereits im Herbst einem dritten aus der Reihe der Lauenburgischen Prinzen (S. 144), dem Herzog Rudolf Maximilian, den Auftrag erteilt, zwei Regimenter zu Fuß und eins zu Pferde zu werben, und einen ähnlichen Auftrag auf je ein Regiment Infanterie und Kavallerie hatte er dem gewaltthätigsten und räuberischsten seiner Offiziere, dem Obersten Görzenich, gegeben. Als Sammelplätze waren den Rekruten die viel gequälten Lande der Wetterauer Grafen angewiesen, und daneben wurden die anstoßenden Gebiete, besonders auch die rechtsrheinischen Besitzungen der Erzbischöfe von Trier und Mainz, in Mitleidenschaft gezogen. Wie nun hier die Erpressung von Quartieren, Geld und Nahrungsmitteln ebenso unerbittlich ins Werk gesetzt wurde, wie bei der Einlagerung regelmäßiger Truppen, so erhob sich alsbald, besonders von seiten der mitbetroffenen Ligisten, ein neuer Beschwerdesturm, und so wirksam war derselbe, daß der Kaiser mit einem Verbot weiterer Werbungen einschritt. Mithin besagte die jetzt von Wallenstein erhobene Forderung, daß in einem zwischen ihm und dem Kaiser entstandenen Konflikt der letztere nachgeben müsse.

War es nun die Kraft der von Wallenstein aufgeführten Gründe, oder war es die schwächliche Scheu vor einem Bruch mit dem unerbittlichen General, genug, Eggenberg gestand die eine wie die andere Forderung zu. Allein mit diesem Nachgeben war es vor einem Manne wie Wallenstein nicht genug.

Von Anfang an hatte der Kaiser sein Recht, die Regimentsobersten zu ernennen, thatsächlich dahin beschränkt, daß er die Auswahl der Personen dem General überließ und sich selber nur die Ausfertigung der Anstellungspatente vorbehielt; dagegen hatte er für die über das Regimentskommando hinausgehenden Befehlshaberstellen sich eine gelegentlich die Wünsche des Generals durchkreuzende Verfügungsgewalt vorbehalten, und ebenso blieb es Rechtsens, daß der Oberst oder Hauptmann, der Söldner anwerben wollte, durch ein kaiserliches Patent dazu ermächtigt werden mußte, und daß die Anordnung von Sammel- und Musterplätzen direkt vom Kaiser zu befehlen war. Vor allem die beiden letzteren Reservatrechte des Monarchen empfand Wallenstein bei des Kaisers Neigung, dem Widerstreben der Reichsstände gegen neue Werbungen und gegen die furchtbare Plage der Musterplätze nachzugeben, als eine Fessel; und mit demselben Ungestüm, mit dem er sein Kontributionswesen eigenmächtig einrichtete, hatte er, wie es scheint, bei seinen jüngsten Verstärkungen auf eigene Hand Werbepatente ausgegeben und eigenmächtig die Sammel- und Musterplätze angeordnet. Was er nun beanspruchte, war, daß in all jenen Beziehungen seine Befugnisse teils erweitert, teils genauer bestimmt würden. Und so viel erreichte er auch hier, daß Eggenberg, wenn er nicht ohne weiteres nachgab, doch auch keine Ablehnung wagte. Hinsichtlich der Ernennungen wurde dem General die Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht gestellt, und bezüglich der Werbungen und Sammelplätze bequeme sich der Kaiser, dem General thatsächlich freie Hand zu lassen, ohne auf sein Recht, gelegentlich selber und mit höchster Autorität anzuordnen, Verzicht zu leisten.¹⁾

Um den Preis solcher Einräumungen erklärte sich nun Wallenstein bereit, das Kommando weiter zu führen, nicht ohne sich gleichzeitig zu einer Rechtfertigung seiner angegriffenen Kriegführung herbeizulassen, wobei er denn auf zwei von Anfang an für ihn feststehenden Sätzen fußte: einmal daß eine Armee ohne regelmäßige Bezahlung das, was ihr an Tüchtigkeit abgehe, durch ihre Masse ersetzen müsse, sodann daß die Gegner des Kaisers in den Erblanden und im Reich in Wahrheit die Ueberzahl ausmachten und nur zeitweilig durch Schrecken gelähmt seien: dieser Schrecken werde in dem Augenblick verschwinden, da das kaiserliche Heer eine ernste Niederlage erleide, und deshalb dürfe man mit den des festen Zusammenhaltes entbehrenden Truppen einen entscheidenden Schlag erst dann wagen, wenn der Erfolg durch völlige Umstrickung des Gegners gesichert sei. Es waren dies Darlegungen, die in den Berichten über die Verhandlung zur Rettung der kaiserlichen Autorität in den Vordergrund geschoben werden mußten. Auf Wallensteins Feinde machten sie geringen Eindruck; aber Eggenberg und die ins Schwanken geratenen Freunde des Feldherrn wurden

¹⁾ Ueber diesen und andere Punkte der Wallensteinschen Befugnisse und Kriegführung vgl. meine Abhandlung über „Das Kontributionsystem Wallensteins“, Historische Zeitschrift B. 90.

dadurch in ihrem Entschluß, an ihm festzuhalten, bestärkt, und die Hauptsache war, daß auch der Kaiser sich durch solche Gründe beruhigen ließ. Als daher die Konferenz beendet war, konnte Wallenstein im Bewußtsein seiner gesicherten Stellung an die drei großen Aufgaben, die seiner harrten, herantreten: die Einquartierung der Armee, ihre Ergänzung und Vergrößerung und die Feststellung des Kriegsplanes für das kommende Frühjahr.

Noch im Dezember wurde also die Armee aus Ungarn gezogen und die einzelnen Regimenter in Mähren und im östlichen Böhmen verteilt; von dort wurden sie weiter über Münsterberg in Oberschlesien und sämtliche niederschlesische Fürstentümer ausgebreitet, so daß die in Oberschlesien liegenden Truppen des Feindes im Norden und Süden umstellt waren. Ebenso erbarmungslos, wie vor einem Jahr über Halberstadt und Magdeburg, erging nun über diese kaiserlichen Erblande die Forderung, für Unterhalt und Ergänzung dieser verwahrlosten Rotten mit Geld und Nahrungsmitteln aufzukommen. Allerdings insofern gestaltete sich ihr Los ein wenig milder, als die „Ordinanz“ doch nicht einfach durch den Feldherrn diktiert, sondern von kaiserlichen Beamten ausgearbeitet wurden, so für Mähren eine anfangs auch auf Schlesien ausgebreitete Ordinance von dem dortigen Landeshauptmann, dem Kardinal von Dietrichstein, für Schlesien eine neue vom 4. März 1627 datierte durch den Kriegsrat Questenberg. Die den Soldaten hier zuerkannten Geldbeträge waren etwas niedriger angesetzt als in den protestantischen Reichslanden, und da die Umlage, Erhebung und Ablieferung an die Truppen den Ständen der einzelnen Lande zufiel, so wurde auch dem eigenmächtigen Zugreifen der Offiziere eine etwas festere Schranke gesetzt. Aber auch hier gesellten sich zu den ordentlichen Auflagen die außerordentlichen, z. B. für die Errichtung von Proviantmagazinen, zu den anerkannten Steuern die nicht anerkannten Erpressungen, wenn man z. B. die zusammengeschnitzten Compagnien als vollzählige rechnete — im besten Fall um das überschüssige Geld zur Ergänzung dieser Truppenkörper zu verwenden —, oder wenn die Obersten sich Geldgeschenke bewilligen ließen, oder Soldaten und Offiziere sich einfach aufs Rauben und Stehlen verlegten. Sieben Monate dauerte dieses furchtbare Winterlager, bei dessen Schluß z. B. die besonders schwer betroffenen Stände des Ländchens Schweidnitz-Jauer ihre Aufwendungen auf 493 000 Gulden berechneten.

Unbeirrt durch die stürmischen Klagen der Bedrückten schritt inzwischen Wallenstein fort mit der Bildung neuer und der Ergänzung der alten Regimenter; dann, am 20. April 1627, erschien er am kaiserlichen Hof, um mit dem Kaiser und den führenden Staatsmännern die Kriegspläne des nächsten Sommers festzustellen.

Ein erster Plan stand von vornherein fest: es galt, die vereinten Operationen Tillys und Wallensteins zur völligen Niederwerfung Christians IV. und seiner letzten Verbündeten in Niedersachsen wieder aufzunehmen und als erste Vorbedingung dieses Angriffs die in Schlesien eingeschlossenen Streitkräfte des Feindes zu vernichten. Nach dem Gang, den der Krieg im abgelaufenen Jahre genommen hatte, konnte man nun wohl annehmen, daß diese Aufgabe geringere Anstrengungen erfordern werde als im vorigen Jahr. Wenn aber dessen un-

geachtet Wallenstein so unerbittlich auf der Verstärkung seiner Streitmacht bestand, so mochte ihn vor allem eine neue im Osten aufsteigende Gefahr bestimmen.

Gustav Adolf hatte, nachdem er im Jahre 1625 den Krieg gegen Polen mit der Sicherung und Erweiterung des eroberten Livlands begonnen hatte, im Jahre 1626 seine Gegner durch eine neue Offenbarung seiner gewaltigen Entwürfe erschreckt. In jäher Wendung der Kriegführung brach er am 6. Juli von der See aus seinem brandenburgischen Schwager ins ostpreussische Land und eroberte Pillau, den Hafen von Königsberg; von da im polnischen Westpreußen vordringend, besetzte er eine Reihe fester Plätze auf dem Weg zur Rogat und Weichsel, sicherte sich den Uebergang über beide Stromarme durch die Einnahme von Marienburg und Dirschau und zog die Kette seiner Besatzungen nach Nordwesten weiter bis nach Puzig und Zarnowitz. Wie er Danzig auf diese Weise zu Land umschloß und in den folgenden Jahren immer enger umklammerte, unterwarf er sich auch den Handel dieses großen Emporiums des polnischen Reiches durch Schiffe, die er vor dem Hafen stationierte. Ohne Umstände zog er fortan die Aus- und Eingangszölle in Pillau, wie in Danzig für seine Kriegskasse ein, unterwarf die Schifffahrt einer äußerst lästigen Aufsicht und steigerte die Zölle auf 10, 20, ja 30 Prozent des Wertes.¹⁾ Dabei hielt er in seinen Unterhandlungen noch immer daran fest, daß er einfach die polnische Macht da habe treffen wollen, wo der Schlag am schwersten traf, daß er aber, sobald dieser nächste Feind niedergeworfen sei, nach wie vor seinen Angriff gegen Schlesiens und die kaiserlichen Erblande zu richten und Friedrich V. auf den böhmischen Thron zurückzuführen gedenke. Aber durch die Macht der Thaten wurde von jetzt ab das Ziel seiner kriegerischen Entwürfe von Schlesiens nach dem ober- und niederländischen Kreise verschoben. Hier stand er gewaffnet an der Grenze, nachdem er seine Herrschaft über die Ostsee von Riga bis Danzig, seine Macht zu Lande durch Preußen bis an die pommersche Grenze vorgeschoben hatte, hier erwartete er die Streitkräfte des Kaisers und der Liga, wenn ihr Siegeszug sie bis an die Küsten der Ostsee führen sollte.

Die ungeheure Gefahr, die hiermit heranrückte, wurde im katholischen Lager von zwei Seiten gebührend gewürdigt: von Wallenstein und von der spanischen Regierung. Wallenstein, wie er im Sommer 1626 bereits einen Angriff Schwedens auf die pommersche Küste fürchtete, so nahm er seit den ersten Tagen des Monats August die Verjagung der Schweden aus Preußen unter die Aufgaben eines kaiserlichen Heerführers auf. Ganz wie Gustav Adolf seinen Krieg mit Polen als unzertrennlich von einem Kriege gegen Oesterreich ansah, so verband sich jetzt für Wallenstein der Kampf gegen die im Felde stehenden Gegner des Kaisers mit dem Kampfe gegen den im Rücken drohenden Schweden. Ließen wir, so schrieb er einige Zeit später, den König von Polen im Stich, so hätten wir hinterher am Schweden einen ärgeren Feind als am Türken. Im März 1627 bereitete er bereits die einige Monate später erfolgte Sendung des Regiments Holstein zur Unterstützung Polens vor.

¹⁾ Noe, 1629 Okt. 9. (Gardiner, Roes mission S. 31/32.)

Ähnliche Sorgen wie den kaiserlichen General erfüllten gleichzeitig die Staatslenker in Brüssel und Madrid, nur daß sie sich hier mit den älteren Plänen zur Gründung einer Seemacht in der Nord- und Ostsee verbanden. Aufgegeben hatte Spanien diese Pläne trotz der in Brüssel erlebten Enttäuschungen keineswegs. Aber was sollte aus ihnen werden, wenn neben den Holländern und den Engländern nun auch die Schweden ihre siegreiche Macht auf der Ostsee entfalteten? Die Sorge vor diesem neuen Feinde hatte der spanischen Regierung den Gedanken eingegeben, unter die bei Begründung der Seemacht in der Ostsee Mithelfenden neben dem Kaiser den König von Polen, und unter die durch die auszurüstende Flotte zu Bekämpfenden neben den Holländern den König von Schweden aufzunehmen. Und wie nun einerseits die Macht Gustav Adolfs immer höher stieg, andererseits der Sieg bei Lutter auch auf katholischer Seite neue Hoffnungen erweckte, war Spanien zur Förderung seiner maritimen Entwürfe vom Herbst 1626 ab¹⁾ in eine doppelte Unterhandlung eingetreten: mit Polen und mit Wallenstein. Was letzteren angeht, so ließen sich die Spanier durch die immer schärfer hervortretende Beurteilung von Wallensteins Kriegsführung merkwürdigerweise doch nicht von der Hoffnung abbringen, daß im kommenden Jahr ein großer Siegeszug sowohl die kaiserliche wie die ligistische Armee bis an die Meeresküsten führen werde, und in dieser Hoffnung mußte Alytona, so sehr er sich sonst als Gegner Wallensteins bekannte, mit dem kaiserlichen General um dieselbe Zeit, da Eggenberg ihn in Druck aussuchte, in eine Verhandlung eintreten, die unter anderem darauf abzielte, daß in Pommern durch kaiserliche, in Preußen durch polnische Streitkräfte die Besetzung geeigneter Hafenplätze vorgenommen werden sollte. Bisher hatte sich nun Wallensteins Kriegsführung durch ängstliche Vorsicht und sehr niedrige Schätzung der Hülfquellen seines Kaisers gekennzeichnet; aber trotzdem geschah es, daß er jetzt auf diese weitaussehenden Entwürfe einging, allerdings mit dem Unterschied, daß er seine Gedanken mehr auf die Elbe und die Nordsee, als die Ober und die Ostsee richtete, aber doch so, daß er den Plan, an der Seeküste Hafenplätze zu okkupieren und hierdurch den Anfang zur Errichtung einer kaiserlich-spanischen Seemacht in Nord- und Ostsee zu machen, grundsätzlich annahm. Was bestimmte ihn zum Eintritt in so gewagte Bahnen der Kriegsführung und Politik? Nur vermuten kann man, daß er einerseits bei der wachsenden Feindschaft Baierns und der Liga die Gelegenheit, sich die Spanier zu verbinden, nicht aus der Hand lassen wollte, und daß andererseits sein hochfahrender Geist ihn drängte, sich jedem großen Unternehmen, das der kaiserliche Hof in Aussicht nahm, gewachsen zu zeigen.

Jedenfalls eröffnete sich unter solchen Vorbereitungen die Aussicht auf eine in ihren Mitteln wie in ihren Zielen großartige Kriegsführung. Nur eine Trübung dieser Aussichten zeigte sich im katholischen Lager selbst: es war die Feindschaft der Liga und ihres Hauptes gegen Wallenstein. Kurfürst Maximilian

¹⁾ Ueber des Grafen Solre Werbung in Polen berichtet Camerarius am 25. Sept. 1626 (Schybergson, Sveriges ic. S. 447.) An Wallenstein schreibt Isabella am 9. Sept. (Gindely, Denkschriften der Wiener Akad. S. 9.)

gehörte natürlich zu denjenigen, welchen die Befestigung der Stellung Wallensteins eine schwere Enttäuschung bereitete, und Wallenstein selber that das Seinige, um alle Gegensätze zu verschärfen. Noch erschollen die Klagen über die Truppensammlungen in der Wetterau in vollen Tönen, als seit März 1627 ein ähnlicher Jammer im fränkischen Kreise ausbrach. Wiederum hatte Wallenstein zwei unversorgte protestantische Fürstensöhne — es waren die Markgrafen Hans und Georg Hans, die letztgeborenen von den 23 Kindern des im Jahre 1598 gestorbenen Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg — als Regimentsobersten gewonnen und mit der Ansammlung von vierzehn Compagnien zu Fuß und fünf zu Pferde, die unter den immer rücksichtsloser geübten Erpressungen vornehmlich auf Nürnberger Gebiet erfolgte, beauftragt. Aus diesen und einer Reihe ähnlicher Vorgänge ersah man, daß die Eigenmacht, mit der Wallenstein in der Verstärkung seines Heeres und dem Zwang der Reichsstände zur Unterhaltung desselben vorging, immer schrankenloser wurde. Dazu kamen Zwistigkeiten über die Verteilung der Streitkräfte zwischen Tilly und Wallenstein in dem bevorstehenden Feldzug, von denen noch die Rede sein wird, und endlich angebliche Enthüllungen, durch welche die bestehenden Gegensätze die schärfste prinzipielle Ausprägung erhielten.

Zu den vielen Kapuzinern, die damals ihre Ordensthätigkeit mit diplomatischen Verhandlungen und Intriguen verbanden, gehörte der am kaiserlichen, päpstlichen und bairischen Hofe angesehene Pater Valeriano Magni (S. 218/9), ein Italiener vornehmer Abkunft, der in seinen theologischen Schriften wie in seinen politischen Relationen Schwung des Geistes, Schärfe der Beobachtung und jenen feineren Geschmack des Ausdrucks, der den Italienern eigen war, bewährte. In seiner kirchlich-politischen Thätigkeit hatte er sich mit leidenschaftlicher Feindschaft gegen zwei Mächte erfüllt, gegen die Jesuiten und gegen Wallenstein. Letzterer ahnte von dieser Gesinnung nichts, suchte vielmehr den einflussreichen Mann, ebenso wie den Pater Lamormain, an sich heranzuziehen, was der Mönch nun damit lohnte, daß er seine in der Umgebung des Generals gemachten Beobachtungen dem Kurfürsten Maximilian hinterbrachte. Trefflich handhabte er dabei die Kunst, Karikaturen aus scharf aufgefaßten echten Zügen zu entwickeln.

Den ersten Anlaß zu dieser verhängnisvollen Thätigkeit gab ihm die Konferenz von Bruck. In einem über dieselbe verfaßten Bericht machte er aus den beiden Grundsätzen Wallensteins, sein Heer ins Massenhafte zu vergrößern und die Offensive erst zu wagen, wenn der Feind durch defensive Manöver in die Schlinge gezogen sei, ein vom Feldherrn dem kaiserlichen Minister dargelegtes System, kraft dessen die Lande der Reichsstände mit einer überwältigenden Truppenmacht von 70 000 Mann zu bedecken waren, um alsdann die ausländischen Feinde in unbeweglicher Defensiv im Schach zu halten, die feindlichen Reichsstände durch Behandlung ihrer Lande als Beute der Truppen zum Frieden zu zwingen und daneben auch die Mittel der gehorsamen Stände durch Einquartierungen auszunutzen, so daß am Ende die gesamten Kosten dieser Kriegführung den Ständen des Reiches zugeschoben, und dies bei Aufrihtung des Friedens im Reich auch förmlich festgesetzt werden sollte. Nach solchen Er-

folgen im Reich konnte dann später der Krieg gegen die auswärtigen Feinde mit voller Offensivkraft aufgenommen werden. — Nicht gesagt, aber als Konsequenz herauszulesen war die über solchen Maßregeln stehende Absicht, auf den Trümmern der finanziellen und militärischen Kräfte der Reichsstände eine kaiserliche Allgewalt zu gründen; und wenn andererseits der Autor den General auf die Zusammensetzung seiner Armee aus katholischen wie protestantischen Soldaten und die daraus entspringende Notwendigkeit, die Interessen der protestantischen Partei im Reich zu schonen, hinweisen ließ, so war hierdurch gerade die der Liga genehme, auf Verstärkung der katholischen Kirche gerichtete Absicht der kaiserlichen Politik von Wallenstein verleugnet.

Mit der Leichtgläubigkeit des Hasses nahm Maximilian beides, den Inhalt und die Konsequenzen des Berichtes an. Alle Handlungen des kaiserlichen Feldherrn schlossen sich jetzt für ihn unter drei verabscheuungswürdige Ziele zusammen: absolute Gewalt des Kaisers, Vernichtung der Selbstherrlichkeit der Reichsstände und Preisgabe der katholischen Restauration. Unumgänglich erschien es ihm, daß dagegen nicht, wie bisher, einzelne Ligisten, sondern der Bund als Ganzes Stellung ergreife. Und so, nach getroffenem Einverständnis mit dem Kurfürsten von Mainz, berief er am 26. Januar 1627 zum erstenmal wieder seit drei Jahren (S. 290) einen Ligatag oder genauer einen aus den vornehmeren Verbündeten bestehenden Ausschustag nach Würzburg.

Nötig war eine solche Versammlung ohnehin, da man doch endlich einmal wieder über die Kriegseleistungen des Bundes beschließen mußte. Aber in Verbindung mit diesem Gegenstand sollte sie nun zugleich gegen die Mißhandlung der Reichsstände durch Wallenstein einschreiten. In beiden Beziehungen ging wie gewöhnlich der wirksame Antrieb von Maximilian von Baiern aus, nur mit dem Unterschied, daß er im eigenen Namen auf ernsthafte Anstrengungen zur Fortführung des Krieges drängte, dagegen bei den Angriffen gegen Wallenstein lieber andere, wie den schwer gereizten Erzbischof von Mainz, vorangehen ließ. Bezüglich des Krieges trat natürlich wieder das Elend der die wirklichen Zahlungen weit überbietenden Rückstände und der Streit der rheinischen und oberländischen Stände über die Verteilung der Lasten hervor; aber am Ende setzte doch Maximilian seine Forderung einer Erhöhung des Heeres auf 15 000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter durch, worauf denn freilich, als es sich um die Ausbringung der Kosten handelte, eine höchst bezeichnende Einschränkung erfolgte. Bisher hatte man für die Beisteuer der Kosten eine vorläufige Dauer von sechs Monaten angelegt, aber mit dem Zusatz, daß die Steuerperiode weiter lief, wenn der Krieg weiter ging. Jetzt mußte Maximilian sich bescheiden, zunächst nur eine auf die Kosten von sechs Monaten bemessene einmalige Summe zu fordern und dann von dieser Summe noch ein Viertel abziehen zu lassen; der ganze Betrag, der bewilligt wurde, beschränkte sich auf 972 500 Reichsthaler, die nach dem bisherigen Verhältnis zu verteilen waren. Durch eine so unzureichende Bewilligung der Besoldungsmittel wurde das thatsächlich schon eingetretene Verhältnis (S. 295), nach dem auch den Ligatruppen größere Barzahlungen im Betrage von einem oder mehreren Monatssolden nur ein- oder zweimal im Jahre entrichtet, der übrige Teil ihrer Forderungen aber aus den

Quartieren erpreßt wurde, vollends zur Regel erhoben. Zugleich aber wurde hierdurch die zweite Aktion, zu der ſich die Liga erhob, nämlich das Einſchreiten gegen die Wallenſteiniſchen Bedrückungen, weſentlich erſchwert.

Korrekt wäre es in dieſer Hinſicht geweſen, vom Kaiſer die Handhabung der Reichsgeſetze, welche die Anordnung von Muſter- und Sammelplätzen ohne Bewilligung der Oberſten der betroffenen Kreiſe, welche ferner Durchzüge und Einquartierungen ohne Bezahlung der Lieferungen und ohne Kaution gegen die Schäden verboten (I 431) und das Gegentheil höchſtens in Feindesland geſtatteten, unterſchiedslos zu verlangen. Allein da die Liga das Wallenſteiniſche System, wenn auch noch in beſchränkterem Umfange, mehr und mehr nachahmte, ſo fielen ihre Forderungen einigermaßen unbeſtimmt aus. Sie verwarf z. B. die Wallenſteiniſchen Kontributionen, aber unzweideutig doch nur, ſoweit ſie auf die Gebiete eines Ligaſtandes, wie des Kurfürſten von Mainz, fielen. Deutlich war aus ihren Erklärungen nur zu entnehmen, daß, abgesehen von der Einſtellung handgreiflicher Exceſſe, abgesehen auch von einer billigeren Verteilung der Quartiere zwiſchen Tillys und Wallenſteins Armee, fortan für Anordnung von Muſterplätzen die Zuſtimmung der betreffenden Kreiſe, für Anſtellung von Werbungen die Leiſtung der gewöhnlichen Zahlungen des Anritts- und Laufgeldes wie des erſten Monatsſoldes verlangt wurde, daß ferner die erſt neuerdings in Angriff genommenen Werbungen einſteht, und die Truppen aus den Quartieren gegen den Feind geführt werden ſollten. Um aber dieſen Forderungen Nachdruck zu geben, beſchloß man, ſie nicht nur durch ein ſehr ſcharfes Schreiben, ſondern auch durch eine anſehnliche, von Mainz und Baiern abzuordnende Geſandſchaft vorzutragen. Ja, auf die bairiſche Anregung einer gewaltſamen Gegenwehr fand man, daß wenigſtens eine Verſtändigung der mit neuen Werbeplätzen bedachten Stände zum Zweck einer gewaltſamen, wenn auch möglichſt ſachten und gleich in den Anfängen vorzunehmenden Trennung zuſammenlaufender Rekruten notwendig ſei.

Der Sinn dieſer Vorgänge war, daß der Zwiefpalt in der Kriegführung der Verbündeten, der bald nach Wallenſteins Erhebung begonnen hatte, in verderblicher Weiſe weiter griff. Wie dieſer Zwift auszugleichen ſei, war nicht abzusehen; denn der Kaiſer hing von Wallenſtein ab, und das einzig Weſentliche aber, was Wallenſtein zugab, war, daß er über der grundſätzlich immer zugestandenen Verſchonung der Gebiete der Ligaſten (wie auch Kurfachſens) mit Sammelplätzen, Durchzügen und Einquartierungen ſtrenger halten wollte, — ſoweit es nämlich mit ſeiner Heeresbildung und Heerführung verträglich war.

Und wäre es wenigſtens bei den militäriſchen Konſtikten geblieben! Aber gleichzeitig griffen auch die Gegenſätze über die im Krieg zu verfolgenden Ziele, die ja auch von Anfang an vorhanden geweſen waren, weiter und tiefer. Maximilian glaubte, wie bemerkt, daß die Abſicht Wallenſteins auf die Entkräftung der deutſchen Reichsſtände inſgeſamt gehe. Daneben hatte er bei den Brüſſeler Konferenzen geſehen, wie Spanien die Gründung einer öſterreichiſch-ſpaniſchen Seemacht in Nord- und Oſtſee und außerdem die Verwickelung des Reiches in den niederländiſchen Krieg erſtrebte. Vom Kaiſer aber nahm er an, daß er ſich von ſeinem Feldherrn ſowohl, wie von Spanien werde fortziehen laſſen.

Unter solchen Aussichten wurde ihm und den vornehmeren Verbündeten, voran den geistlichen Kurfürsten, der Krieg, wie der Kaiser ihn weiter zu führen gedachte, überhaupt verleidet. Nicht freilich, daß die Ligiſten den Frieden billig zu gewähren vermeinten. Mit dem Gedanken einer Erweiterung der eigenen Fürſtenmacht war Maximilian in den Krieg eingetreten, und dieſer Gedanke wurde nicht nur von ihm zähe feſtgehalten, ſondern, wie wir noch ſehen werden, auch von anderen Ligiſten erfaßt; ſobann, ohne den alten Machtkreit zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Partei durch umfaſſende Reſtitutionen geiſtlichen Gutes und geiſtlicher Fürſtentümer zu ſchlichten, dachten die Ligiſten inſgemein nicht aus dem Krieg zu treten. Allein auf weitergehende Erwerbungen, beſonders zu Gunſten Deſterreichs oder Spaniens, ſollte — das war die Meinung der katholiſchen Kurfürſten — verzichtet werden, und mittelſt dieſes Verzichtes hofften ſie den Frieden mit Dänemark anbahnen zu können. Schon hatte auch Frankreich, in dem alten Beſtreben, die Liga vom Kaiſer zu trennen (S. 329), durch einen im September und wieder im Dezember 1626 abgefertigten Geſandten den katholiſchen Kurfürſten ſeine Vermittelung für einen Ausgleich zwiſchen Pfalz und Baiern und für einen Frieden mit Dänemark angeboten, und bei ihren in Würzburg gehaltenen Beſprechungen fanden die Kurfürſten, daß dieſes Anerbieten, wenn nicht unter Bindung der eigenen Entſchlüſſe zu ergreifen, ſo doch auch keineswegs aus der Hand zu laſſen ſei.

Wer all dieſe Zwiſtigkeiten überſah, konnte ſich die Wahrſcheinlichkeit, daß das Verhältnis zwiſchen Kaiſer und Liga einer verderblichen Krisis entgegentreibe, kaum verbergen. Was indes einſtweilen die Aussichten der verbündeten Mächte noch empor hielt, das war der Umſtand, daß die Gegenverbindung, in der ſich Dänemark, England, die Generalſtaaten und Frankreich zuſammengefunden hatten, in viel ſchlimmere Zerrüttung geraten war. Es iſt ſchon erzählt, wie Richelieu, als er den großen Angriff gegen die ſpaniſche Macht wagte, ſich alſobald in einen Krieg mit den Hugenotten verwickelt ſah, und wie dann unter dem neuen Erwachen der kirchlichen Gegenſätze die engliſch-franzöſiſche Freundschaft in ihr Gegenteil umzuſchlagen drohte (S. 313). In dieſem Gedränge faßte Richelieu, nicht ohne ſcharfe Einwirkung der ſtreng katholiſch geſinnten Partei im königlichen Conſeil, den Entſchluß, den Krieg mit Spanien abzubrechen, um den Kampf mit den Hugenotten deſto nachdrücklicher zu Ende zu führen. Schon war Spanien ſo weit in die Enge getrieben, daß Frankreich einen vorteilhaften Frieden haben konnte, wenn es ſich auf den urſprünglichen Gegenſtand des Streitens, die Beltliner Händel, beſchränkte und die weiterreichenden Angriffspläne vorläufig verſagte; und nach ſolchen Geſichtspunkten wurde denn auch ein franzöſiſch-ſpaniſcher Friede in Monzon geſchloſſen (5. März 1626). Politisch wurde dadurch das Staatsweſen der rätischen Bünde neſt dem Beltlin wieder in den Stand von 1617 geſetzt, unter Vernichtung aller zum Zweck öſterreichiſcher Vergrößerung und ſpaniſcher Durchzugsrechte den Bünden abgezwungenen Verträge; kirchlich wurde dem Beltlin neſt Bormio und Chiavenna die Alleingeltung der katholiſchen Religionsübung unter dem Schutze Frankreichs und Spaniens gewährt, und zur Sicherung dieſer Sonderrechte die Autonomie der dortigen Gemeinden unter gleichem Schutze faſt bis zur Selbſtherrlichkeit erweitert.

Sowohl die Bünde, als Erzherzog Leopold von Oesterreich verweigerten die Annahme dieses Vertrages, allein die Bestimmungen desselben traten in Kraft, da sie von dem Willen Frankreichs und Spaniens abhingen, und in Italien, wo Venedig von Anfang an den Ausgleich erstrebt hatte, und Savoyen an die einseitige Fortsetzung des Krieges ebensowenig denken konnte, wie einst nach dem Tode Heinrichs IV., kehrte die Ruhe wieder ein. Aber andererseits wurde das Verhältnis zu England nunmehr völlig zum Bruche reif. Noch im Sommer des Jahres 1627 kam es durch die Ausfendung einer englischen Flotte zur Unterstützung der Hugonotten zum offenen Krieg.

Wie trostlos gestaltete sich nun aber die Lage König Christians IV.! Frankreich, welches vorher die spanischen Streitkräfte abgelenkt und an Mansfeld Subsidien gezahlt hatte, bewährte jetzt die Fortdauer seiner antiösterreichischen Gesinnung nur durch die Zahlung einiger hunderttausend Livres, die für das Ganze der dänischen Kriegführung sehr wenig austrugen. England, dessen Hülfsgelder ja vor allem die dänische Kriegführung ermöglichen sollten, hatte im Laufe des Jahres 1626 höchstens drei Monatsbeiträge gezahlt.¹⁾ Wie nun der Zwist Karls I. mit dem Parlament, der im Jahre 1625 begonnen hatte (S. 308), sich im Jahre 1626 mit einem neuen Parlament wiederholte, um dann im Jahre 1628/29 unheilbar zu werden, wie zu dem Krieg Englands mit Spanien der zweite Krieg mit Frankreich hinzukam, wurde die Zahlungsunfähigkeit des englischen Königs immer größer. Für das Jahr 1627 suchte er sich mit seinen Verpflichtungen dadurch abzufinden, daß er vier unter Oberst Morgan im Dienst der Staaten befindliche englische Regimenter von angeblich 6000 Mann seinen dänischen Verbündeten zuschickte, eine Hülfe, bei der sich in gewohnter Weise sparen ließ, indem die wirkliche Zahl der Truppen sich schwerlich auch nur auf die Hälfte belief und die Solbzahlungen nur teilweise eingingen.

So war Christian IV., da die Hülfe der Generalstaaten von vornherein ja sehr niedrig bemessen war, fast lediglich auf seine eigenen Mittel angewiesen. Diese aber für einen neuen Waffengang aufs äußerste anzuspannen, war ein Entschluß, den gerade die bei Lutter erlittene Schmach in ihm befestigte. Noch hielten trotz der Bedenken, welche der Reichsrat von Anfang an gegen die aggressive Politik des Königs gehegt (S. 278) und jetzt natürlich nicht abgelegt hatte, die Stände des Königreiches zu ihm und bewilligten ihm neuerdings eine hoch bemessene Beisteuer, wie auch die Stände von Schleswig-Holstein eine ansehnliche Truppenzahl — über 5000 Mann — zu werben beschloßen, freilich nur zur Verteidigung des Landes.

Und so, des Gehorsams seiner Untertanen noch sicher, brachte er bis zum Frühjahr 1627 seine im Feld verwendbare Armee auf einen wohl etwas höheren Stand als denjenigen, den sie zu Anfang des Krieges, da ihr Tilly an der Weser gegenübertrat, erreicht hatte (S. 295), immerhin so hoch, daß sich Tilly mit seiner sich langsam ergänzenden ligistischen Armee allein ihr keineswegs

¹⁾ Nach dem Schreiben Ausdorfs, 1626 Dez. 9. bei Opel III S. 79. Die während des ganzen Krieges für Dänemark ausgegebenen Gelder rechnete Karl I. auf etwa 300 000 Pfund. (Instr. f. Roe, 1629 Juni 30. Gardiner mission of Roe in Camden society 1875 S. 15.) Andere Angaben bei Opel III S. 116 fg.

gewachsen fühlte. Zu den Befehlshabern, die er gewann, gehörte auch ein Mann, der als letzter unter jenen fürklichen Abenteurern, die sich in der ersten Zeit des Krieges an der Seite Friedrichs II. in den Kampf gestürzt hatten, dastand: es war der Markgraf Georg Friedrich von Baden.

Gleich seinen anderen Schicksalsgenossen hatte auch er, als er in Genf und Thonon zur Unthätigkeit verurteilt war, rastlos neue Bündnisse und neue Kriegsunternehmungen geplant, bis er endlich, seit Dezember 1625, mit einem ganz in Mansfelds Art gedachten Projekte hervortrat: mit einem unversehens aufgebrauchten Heer von etwa 10000 Mann wollte er im Elsaß erscheinen und von da in die Pfalz vorbrechen; das Geld dafür sollten ihm England, Savoyen und Venedig liefern. Allerdings wurde ihm letztere Rechnung in den eifrigen Verhandlungen, in die er sofort eintrat, bald gründlich durchkreuzt; aber eine Folge seines Hervortretens war es, daß Christian IV. ihn im Juni 1627 zum Generalleutnant seiner Armee erhob. Einige Monate früher war zu dieser Stelle, unmittelbar unter dem König als Höchstkommandierendem, der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg erhoben; daß der dem Markgrafen jetzt wick und unter dem Vorwand, daß er die Führung der in Schlesien liegenden Truppen übernehmen sollte, die Armee dauernd verließ, war eigentlich ein Gewinn, allein eine feste Führung wurde auch mit Georg Friedrichs Ernennung nicht geschaffen. Christian IV. räumte dem Markgrafen zu wenig Selbstständigkeit ein, und er selber vermochte bei aller Hartnäckigkeit und persönlichen Tapferkeit weder den unter den letzten Niederlagen erzeugten Schrecken seiner Soldaten vor Tilly zu bannen, noch die in einer schlecht besoldeten und eilig ergänzten Armee unvermeidliche Zuchtlosigkeit abzustellen.

Bei dieser Verteilung der Kräfte standen, als der Feldzug des Jahres 1627 begann, doch die weitaus günstigsten Vorzeichen über Kaiser und Liga. In ihrem Kreise gingen nun der wirklichen Eröffnung des Krieges noch zwei letzte Vorspiele voraus, ein politisches und ein militärisches.

Wie bemerkt (S. 342), verfolgte der Kaiser, als er die Unterwerfung Kurbrandenburgs durchführte, die Absicht, den längst beschlossenen, wegen des Krieges aber aufgeschobenen Deputationstag zu veranstalten und so den Reichsständen die immer dringender verlangte Einwirkung auf den Reichskrieg und die Reichspolitik zu gewähren. Am 20. Januar 1627 forderte er demgemäß den Erzbischof von Mainz zur Berufung des Tages auf, und der Erzbischof entsprach der Aufforderung, indem er am 2. Februar die Versammlung auf den 1. Juni nach Nürnberg berief. Allein auch dieser Schritt des Kaisers regte zunächst wieder den Zwist mit der Liga auf. Die katholischen Kurfürsten, wie sie beim Würzburger Bundestag zu engeren Besprechungen zusammentraten, hatten von vornherein an dem Ernst der kaiserlichen Absichten ihre Zweifel, auf jeden Fall aber verlangten sie noch nach einer anderen Versammlung, in der die führenden Stände des Reiches ihre Meinung, was des Reiches Recht und Interesse erfordere, mit größerer Selbstständigkeit formulieren und dem Kaiser vorlegen konnten. Als eine solche Versammlung hatte sich in kritischen Zeiten des Reiches so oft der von Mainz berufene Kurfürstentag bewährt, und in diesem Sinne beschlossen die Kurfürsten, daß, sei es mit, sei es ohne den

Deputationstag, ein Kurfürstentag zu halten sei. Um die Zustimmung zu diesem Beschluß wurde vom Erzbischof von Mainz alsbald der Kurfürst von Sachsen angegangen. Es war damit, im Grunde genommen, die Frage gestellt, ob in den Nöten des Reiches ein vom Kaiser beeinflusster Deputationstag oder ein von ihm unabhängiger Kurfürstentag seinen gewichtigen Ratschlag abgeben solle.

Eine zweite Vorverhandlung war militärischer Natur, entsprungen aus dem Verlangen Maximilians von Baiern, seinem General Tilly ein kräftiges und unverzügliches Vorgehen gegen den Dänenkönig zu ermöglichen. Da ihm das Ligaherz für diese Aufgabe nicht stark genug erschien, so stellte er das Ansinnen, daß das in der Altmark liegende Corps des Herzogs Georg von Lüneburg, verstärkt durch die neuen Regimenter des Herzogs Rudolf Maximilian von Lauenburg, dem Befehl Tillys ebenso, wie im vorigen Jahr (S. 336), unterstellt werde. Aber damit warf sich nun der Gegensatz zwischen Maximilian und Wallenstein unmittelbar auf den bevorstehenden Feldzug. Schon das war für die Gewährung des bairischen Verlangens erschwerend, daß Wallenstein die ihm nicht unbekanntes Feindschaft Maximilians mit gleichem Haß vergalt: den Vorwurf, daß er unter dem Namen des Kaisers eine Diktatur im Reich zu gründen suche, beantwortete er mit der Beschuldigung, daß der bairische Kurfürst den Kaiser nur als Werkzeug für die Verwirklichung fürstlicher Machtinteressen gebrauchen wolle. Aber entscheidend war der Umstand, daß Wallenstein eben jetzt, da er sich im Vertrauen des Kaisers wieder befestigt sah, den stolzen Gedanken gefaßt hatte, in der Niederwerfung Christians IV. die Führung an sich zu ziehen, und daß er hierfür einen Plan entworfen hatte, bei dem er die Verfügung über das Lüneburgische Corps nicht aus der Hand geben durfte. Er wich also den bairischen Forderungen aus, und das Ergebnis der Verhandlung war nur, daß Tilly in den Hintergrund geschoben, und die Erbitterung Maximilians gegen den kaiserlichen Feldherrn von neuem genährt wurde.

So war es denn Wallenstein, von dem die kriegerischen Aktionen, wie sie nach diesen Vorspielen in Gang kamen, ihre entscheidende Richtung erhalten mußten. Langsam und weit ausgreifend wie immer fielen auch jetzt seine Vorbereitungen aus. Er selber erschien am 20. April am kaiserlichen Hof, um in mehrwöchentlichen Konferenzen sich mit der Regierung und dem Kriegsrat zu verständigen; am 2. Juni sodann brach er von Prag nach Schlessien auf, um in Reife seine Streitkräfte zu sammeln. Seine nächste Absicht war, die Verbindung zwischen den beiden feindlichen Heeren in Norddeutschland und Schlessien abzuschneiden und dann beide hintereinander niederzuwerfen. Hätte freilich Christian IV. noch so viel Kraft zur Offensive gehabt wie im vergangenen Jahr, so würde er vielleicht diesen langsam betriebenen Plan noch durchkreuzt haben. Allein so standhaft sich der dänische König in der Frage der Fortsetzung des Krieges gezeigt hatte, jetzt, da es sich um die eigentliche Führung desselben handelte, schien auch er von dem Gefühl seiner Schwäche überwältigt zu werden. In den an Holstein angrenzenden Gebieten — den bremischen Stiftslanden, dem Herzogtum Lauenburg und den benachbarten mecklenburgischen Bezirken — bewegte er sich wie ein Eingesperrter, und selbst vor der dringendsten Aufgabe, das Land nördlich von der Havel quer durch die Priegnitz und Uckermark hin-

durch, von der Elbe bis zur Oder, zu besetzen und so die Verbindung mit der in Schlesien stehenden Armee offen zu halten, stand er zaudernd bis zum 2. Mai: erst da rückte eine dänische Truppenabteilung in das brandenburgische Städtchen Lenzen an der Elbe ein, worauf sich in den folgenden Wochen andere Streitkräfte langsam nach Osten bis nach Zehdenik, immer noch in weitem Abstand von der Oder, vorschoben. Aber gerade hierbei trafen sie auf die ersten, kurz vorher begonnenen Gegenbewegungen der kaiserlichen Streitkräfte.

Ausgesandt aus der Armee des Herzogs Georg von Lüneburg, erschien am 20. April ein kaiserlicher Trupp vor Plaue an der Havel und machte damit den Anfang einer Bewegung, durch welche im Laufe von sechs Tagen der untere Lauf der Havel, von Brandenburg im Süden bis Havelberg im Norden, besetzt wurde. Hier in Havelberg erfolgte auch der erste Zusammenstoß, indem am 6. Mai dänische, von Norden anziehende Truppen den auf einer Anhöhe über der Stadt gelegenen Dombhof besetzten, und nun die Kaiserlichen in der Stadt, die Dänen auf dem Berge sich behaupteten. Einige Zeit darauf folgten neue von Wallenstein unmittelbar geführte Schläge. Von Reize aus, wo der General, wie gesagt, sein Quartier genommen, sandte er den Obersten Hans Georg von Arnim, dem er im Januar das Infanterieregiment des zurückgetretenen Grafen Wratislaw übertragen hatte, am 14. Juni mit einem Truppencorps aus, um, wie Herzog Georg den unteren Lauf der Havel und den Strich zwischen Havel und Elbe, so jetzt den oberen Lauf dieses Flusses und das Land zwischen Havel und Oder zu besetzen und damit die Absperrungslinie zwischen den beiden dänischen Armeen auch auf dieser Seite zu ziehen.

Während Arnim diesen Auftrag mit Kühnheit und Geschick angriff, hielt dann Wallenstein den Zeitpunkt für gekommen, um das preisgegebene schlesische Feindesheer zu erdrücken. Noch im vergangenen März hatte diese Armee einen überraschenden Beweis ihrer Kraft gegeben, indem sie den Kaiserlichen die Oberfestung Kosel entriß; aber verhängnisvoll wurde es ihr, daß sie, festhaltend an dem Vertrauen auf den neuen Losbruch Bethlen Gabors, auf ihrem verlorenen Posten ausharrte, bis sie nunmehr rettungslos umstellt war. Der Punkt, wo Wallenstein sie zu fassen und ihre Kraft zu brechen suchte, war die Festung Kosel, denn hier hatte Mislaff den größten Teil seiner Streitkräfte vereinigt. Am 7. und 8. Juli erzwang der kaiserliche General sich unter siegreichen Gefechten gegen die feindliche Kavallerie den Zugang bis unter die Mauern der Festung; noch konnte darauf die Reiterei bis auf sechs Compagnien entweichen, aber die Hauptmasse des Fußvolkes, drei Regimenter, blieb in der Stadt, und bereits am 10. Juli mußte die ganze Besatzung sich ergeben. Nach diesem einen Erfolg waren zur Vollendung des Werkes nur noch zwei Aufgaben zu lösen: die Plätze, welche der Feind in Schlesien besetzt hatte, mußten zur Ergebung genötigt, und die dänische Kavallerie, die nunmehr auf dem rechten Oderufer, auf den Säumen des brandenburgischen und polnischen Gebietes, den Weg zur Ostseeküste zu gewinnen suchte, mußte in rastloser Verfolgung aufgerieben werden. Beides wurde mit sicherer Hand und ohne Verzug durchgeführt. Die Verfolgung unternahm mit einem besonders gebildeten Corps der Oberst Pechmann; auf der Flucht vor ihm waren die feindlichen Reiter bis nach Bernstein, nahe der pommerschen

Grenze, gekommen, als sie in der Nacht vom 2. zum 3. August von Pechmann überfallen und bis auf einige Compagnien der Regimenter Holt und Baudissin, die entkamen und nun durch Pommern und Mecklenburg ihren Weg nach Holstein fanden, teils niedergemacht, teils gefangen wurden.

Hierauf schickte sich Wallenstein zum zweiten Teil seiner Aufgabe, zur Niederwerfung Christians IV., an. Indem er in Schlesien und Mähren eine Abteilung zurückließ, die nach dem Sollbestand 15 000 Mann, in Wirklichkeit viel weniger zählte,¹⁾ ließ er gegen die Mitte des Monats August über 100 Compagnien Reiter unter dem Grafen Heinrich von Schlick, demselben, der auf dem Weißen Berg unter den böhmischen Rebellen so tapfer gekämpft (S. 108), dann aber seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht und schon im Jahr 1625 ein Regiment in Wallensteins Herr angenommen hatte, vorangehen, um selber mit neun Infanterieregimentern zu nicht ganz 14 000 Mann zu folgen. Das Land, welches er nicht nur zum Durchzug, sondern auch zum festen Ausgangspunkt seiner weiteren Unternehmungen im Norden ersah, waren die brandenburgischen Marken. Wohl hatte sich hier, als im Oktober 1626 der Herzog Georg von Lüneburg in die Altmark eingebrochen war, der Regierung ein Gefühl von Ueberraschung und Empörung zugleich bemächtigt; aber inzwischen, unter der doppelten Einwirkung der Furcht vor dem Kaiser, der mit einer Abrechnung für die brandenburgischen Umtriebe von 1624/25 drohte, und der Erbitterung über die Könige von Dänemark und Schweden, welche ihm in seine Lande einbrachen, hatte Kurfürst Georg Wilhelm seine Verbindung mit dem Kaiser weitergeführt. Zuerst war es jener Dohna, der, als er im Mai diese Verbindung einleitete, bereits einen folgenschweren Auftrag des Kurfürsten an Wallenstein empfing: er hatte ihn um Beistand gegen die im Havelgebiet eingebrochenen Dänen zu bitten und ihm die Oeffnung der Marken mit Ausnahme der Residenz und der Festungen anzubieten. Dann, als Arnim in die Mittelmark einrückte, schloß dieser am 22. Juni mit der Regierung des Kurfürsten einen Vertrag, durch den ihm eine Anzahl von Städten, vor allem auch Frankfurt an der Oder, zur Besatzung eingeräumt wurde.

Der Ergebenheit Brandenburgs sicher, zumal sie durch die von Herzog Georg und von Arnim in so viele Städte gelegten Besatzungen verbürgt wurde, nahm nun Wallenstein seinen Zug von der Niederlausitz her durch die Mittelmark und die Priegnitz auf die mecklenburgische Grenze und die untere Elbe zu. Noch ehe seine Truppen bei Brandenburg die Havel überschritten, hatten die von Havelberg bis nach Zehdenitz vorgeschobenen dänischen Streitkräfte, deren Führung der Markgraf von Baden übernommen hatte, sich über die mecklenburgische Grenze zurückgezogen (16. August): die Nachricht von der Vernichtung der dänisch-schlesischen Armee und dem Anzug Arnims von Angermünde her gegen das östliche Mecklenburg scheuchte sie zurück nach den Küsten der Ostsee, die sie nördlich von Wismar, der Insel Pöl gegenüber, erreichten. So konnte denn das kaiserliche Heer ungehindert bis zur Elbe vorgehen und hier, als ersten

¹⁾ „Doch wann die Regimenter komplet wären!“ fügt er einschränkend hinzu. (An Colalto, 1627 Juli 31. Schlumbeck n. 95 S. 52.)

feindlichen Posten, die mecklenburgische Grenzfestung Dömitz am 31. August zur Uebergabe nötigen. Indem der Strom erreicht wurde, konnte Wallenstein aber auch bereits den verbündeten Streitkräften der Liga die Hand bieten.

Denn in den Tagen, da die kaiserlichen Truppen die Stadt Kosel einnahmen, wurde endlich auch Tilly zum Aufbruche fertig. Am 27. Juni hatte sein Oberst Fürstenberg die Stadt Nordheim an der Leine eingenommen; hierauf teilte Tilly seine Streitkräfte in der Weise, daß ein paar Regimente zur Umschließung Wolfenbüttels zurückblieben, eine andere Abteilung unter Anholt die dänischen Streitkräfte in Nienburg an der Weser und im Stift Bremen zu beschäftigen hatte, und mit einem dritten Corps — es konnten von den zwölf¹⁾ ligitischen Infanterieregimentern nur noch drei zu demselben geschlagen werden — nebst einigen kaiserlichen Hilfstruppen er selber am 15. Juli von Giffhorn geradeswegs auf die dänischen Stellungen bei den Elbübergängen von Lauenburg und Boizenburg losging. Nach der Zahl der Truppen dürfte der jenseits der Elbe stehende Feind dem Ligageneral eher überlegen gewesen sein; aber nichts gab es hier als Demoralisation und Unentschlossenheit. Christian selber, der in Lauenburg stand, wich alsbald ins Holsteinsche zurück, und die Streitkräfte, die er zur Verteidigung der Elbübergänge zurückließ, waren so ungenügend und schlaff, daß Tilly ohne ernstlichen Widerstand am 7. August oberhalb Boizenburgs eine Anzahl Truppen über die Elbe warf, dann in den drei folgenden Tagen den Feind aus Boizenburg und Lauenburg verjagen konnte. Hier blieb er stehen, um den am 1. September erfolgenden Einmarsch Wallensteins abzuwarten.

Zwischen beiden Generalen wurde nun der Plan des weiteren Feldzuges beraten, und das Ergebnis war abermals, daß der äußerlich ehrenvollste, übrigens von Kurfürst Maximilian nicht gebilligte Teil desselben, nämlich der Angriff Christians in seinen eignen Landen, dem kaiserlichen Feldhauptmann zufiel, während Tilly wider zu seinen zurückgelassenen Truppen zog, um die dänischen Stellungen links der Elbe zu erobern. Nun hatte Wallensteins Armee bei dem anstrengenden Zug von Schlessien her allerdings wieder ihre geringe Widerstandskraft bewährt: die Truppenkörper, sicher von Anfang an nicht vollzählig, waren kläglich zusammengeschmolzen, die Reitercompagnien bis auf und unter die Hälfte des normalen Bestandes. Allein durch die Aufnahme der Abteilung des Herzogs Georg von Lüneburg wurde das Heer verstärkt, und jedenfalls war es in unvergleichlich besserem Stande als die dänische Streitmacht. Denn diese hatte sichtlich alle Kraft verloren, dem andrängenden Gegner standzuhalten. Christian IV. selber gab für das unter seiner unmittelbaren Führung stehende Hauptheer das Zeichen zur Auflösung, indem er den Rest des Fußvolkes in die festen Plätze, vornehmlich in die Hauptfestungen Krempe, Glückstadt und Rendsburg, verteilte, die Reiterei aber erst auf Rendsburg, dann, bei Wallensteins Anmarsch, in fluchtartigem Rückzug weiter nach Norden zurückgehen ließ. Gleichzeitig vermochte auch der Markgraf von Baden sich mit seinen Truppen

¹⁾ Diese Zahl gibt Tilly, 1627 Okt. 15. (Gindely I S. 308.) Die Liste bei Heilmann II 2 S. 892 ergibt elf Regimente zu Fuß.

bei Pöl nicht zu halten. Bedroht durch den von Osten her anziehenden Arnim, entschloß er sich, zu Schiff nach dem östlichen Holstein überzusetzen, um von dort seinen Weg zu der königlichen Armee zu suchen. Aber diese Vereinigung wußte Wallenstein zu hindern, indem er mit einem Teil seiner Armee den tüchtigsten seiner Befehlshaber, den Grafen Schlick, nach dem östlichen Holstein ausandte (11. September), und selber gegen die zur Zeit bei Rendsburg befindliche Reiterei des Königs vorging.

In rascher Folge vollzog sich nun der völlige Zusammenbruch der dänischen Macht. Am 16. oder 17. September hatte der Markgraf Georg Friedrich mit der Ueberführung des größeren Theils seiner Truppen begonnen, ohne von dem Anzug Schlicks und seiner überlegenen Streitkräfte Kunde zu haben. Aber Schlick fand sich nun am 19. bereits in Cutin, und dann wußte er bis zum 24. die ihm ins Netz gegangenen Streitkräfte derart einzuzwängen, daß, abgesehen von den meisten hohen Offizieren, abgesehen ferner von einem Infanterie- und zwei Kavallerieregimentern, die wenigstens zum großen Teil zu Schiff nach Fünen entkamen, die übrigen 27 Infanterie- und 16 Kavalleriecompagnien sich ergeben mußten. Kaum hatte dann Schlick diese eine Aufgabe gelöst, als er den zweiten Auftrag erhielt, die Kavallerie Christians IV., die inzwischen vor den Scharen Wallensteins auf Flensburg zurückgewichen war, zu verfolgen. Schon am 11. Oktober hatte der energische Reiterführer diese Truppen über Kolding hinausgejagt, und wie sie nun von hier weiter getrieben wurden bis nach Alborg, wo Wasser und Sumpf den Weg sperrte, mußten auch sie am 20. Oktober sich ergeben: es waren etwa 3000 Reiter und zwei Fähnlein zu Fuß. Vier Tage vorher hatte Wallenstein die Festung Rendsburg zur Uebergabe genötigt, und drei Tage vorher hatten zwei zur Verteidigung Pöls zurückgelassene Regimenter sich nach Fünen geflüchtet. Es waren jetzt in Holstein nur noch die zwei wichtigsten Festungen, Glückstadt und Krempe, unbezwungen.

Gleichzeitig vollzog das Ligaher das Werk der Räumung in den linkselbischen Landen. Anholt brach nach der Mitte des September gegen die im Stift Bremen liegenden dänischen Streitkräfte vor, deren Kern aus den vier englischen Infanterieregimentern unter Morgan (S. 359) bestand. In einem zweimonatlichen Feldzug drängte er diese Truppen in die allein in den Stiftslanden noch behauptete Festung Stade zurück, der Reiterei aber bereitete er zum größeren Teil dasselbe Schicksal, welches Schlick den Streitkräften in Holstein und Jütland bereitet hatte. Am 12. November sodann wurde Nienburg vom Obersten Erwitte zur Uebergabe gezwungen, und am 24. Dezember krönte der von dem österreichischen Kriegsschauplatz herangezogene Pappenheim den Feldzug durch die Einnahme Wolfenbüttels, das fortan für die katholischen Streitkräfte einer der wichtigsten Waffenplätze in Norddeutschland wurde.

Abgesehen von den genannten drei Festungen, welche von den Truppen Christians IV. gehalten wurden, abgesehen ferner von den durch die Generalstaaten okkupierten Plätzen (S. 226) und einem nachher noch zu erwähnenden Eingriffe Frankreichs waren jetzt die Feinde des Kaisers allerwärts aus Deutschland verdrängt. Mit aller Wahrscheinlichkeit konnte man berechnen, daß der Krieg überhaupt im wesentlichen entschieden war. Denn nicht nur siegreich,

sondern auch in erdrückender Ueberlegenheit standen die katholischen Streitkräfte im Feld. Vor allem das Heer des Kaisers. Hier hatte Wallenstein während des ganzen Jahres die vom Kaiser eingeräumte Freiheit benützt, um Regimenter auf Regimenter zu errichten, bis er im Oktober 1627 auf den Stand von 28 Infanterie- und 38 Kavallerieregimentern gelangte.¹⁾ Allerdings tumultuarisch, wie dabei alles zugging, blieb in diesen Regimentern die durchschnittliche Zahl der Mannschaft tief unter dem normalen Satz; es gab Compagnien, die noch nicht ein Drittel ihres Sollbestandes erreichten, und nur vereinzelt waren die Obersten, welche, wie der Freiherr von Merode, kraft ihrer Meisterschaft im Werbegeschäft mit überzähligen Truppentörpern aufzogen. Allein wenn auch zweifelhaft bezüglich ihrer inneren Festigkeit, besaß diese Armee doch einstweilen, zusammen mit derjenigen Tillys, eine Macht, gegen die sich nicht aufkommen ließ. Den Druck dieser Uebermacht mußten jetzt aber, da es galt, die Truppen in die Winterquartiere zu verteilen und nach dem rasch zur Regel gewordenen Verfahren die gesamten Unterhaltungskosten aus den belegten Landen zu erpressen, die unterworfenen und die neutralen Reichsstände empfinden.

Zu dieser Tributpflicht wurden neben Jütland, Schleswig, Holstein und Mecklenburg vor allem die brandenburgischen Marken und das Herzogtum Pommern von dem allmächtigen Feldherrn ausersehen. Auf die Lande des Kurfürsten von Brandenburg, mit Ausnahme der für Tilly vorbehaltenen Altmark, wurden 22 Compagnien zu Pferd und 25 zu Fuß gelegt,²⁾ und mehr als die doppelte Anzahl wurde dem Herzog Bogislaw von Pommern in seine Städte verteilt³⁾. Nach der Elbe, dem Harz und Thüringen hin schlossen sich sodann an die alten Quartiere in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt neue in den Grafschaften Stolberg, Schwarzburg und Gleichen und in den Herzogtümern Koburg und Eisenach an, während Tilly seine Regimenter von der Altmark, dem Stift Bremen und dem Herzogtum Braunschweig über Oldenburg und Ostfriesland, von Hessen über die von Wallenstein geräumten Gegenden des Westerwaldes, der Wetterau und der Eifel ausbreitete. Da auch diese zum größten Teil bereits schwer mißhandelten Lande zur Unterhaltung der Truppen nicht genügten, so nahmen Wallenstein wie Tilly noch vor Ablauf des Jahres 1627 auch Süddeutschland, und zwar den fränkischen und schwäbischen Kreis, wetteifernd in ihren Verteilungsplan auf. Seit dem Januar 1628 erschienen hier die Ligaregimenter zu Pferd Schönberg, Cronberg und Courtenbach, während von Wallensteins Truppen nach und nach die drei- oder vierfache

¹⁾ Liste bei Opel III S. 445. Einige Veränderungen weist eine Liste vom Januar 1628 (Dresdener St. N. 9215, 76) auf, mit der Summe von 29 Infanterie- und 36 Kavallerieregimentern.

²⁾ Nach den Angaben bei Gebauer, Brandenburg im Jahre 1627 S. 141 fg. Die Ziffer von 9700 Mann (S. 145) ist nach dem Sollbestand ausgerechnet, während doch z. B. das Kavallerieregiment Hebron statt 1000 nur 300 Mann zählte. (Förster I n. 192.) Am 17. Febr. 1628 Abkommen über Abführung der Kavallerie. (Gindely I S. 360.)

³⁾ Vgl. die Liste in der Abhandlung Kubels, Baltische Studien XL S. 94. Nach dem Schreiben Kurfürstens vom 14. Februar 1628 waren es 13 Regimenter. (Rhevenhüller XI S. 89.) Nach der pommerischen Beschwerdeschrift an den Regensburger Kurfürstentag lagen fast drei Jahre lang über 100 Compagnien durchschnittlich im Land. (Rhevenhüller XI S. 1046/47.)

Anzahl sich einfand. Vornehmlich waren es die Städte, die Grafen und die Ritterschaft, welche die Truppen aufzunehmen hatten oder durch schwere Zahlungen die Quartierlast abkauften. Aber schon mußte auch der protestantische Markgraf Friedrich von Baden-Durlach, der Sohn des vielgenannten Georg Friedrich, im Januar 1628 das Regiment Courtenbach aufnehmen, um dann, nach anderthalbjähriger Unterhaltung desselben, seine Aufwendungen auf rund 760 000 Gulden zu berechnen.¹⁾

So im Reich als Herren schaltend, gingen die beiden Heere dem letzten Gang in dem Kampf mit Dänemark entgegen. Wie aber stand es in derselben Zeit mit der Widerstandskraft Christians IV.? Im eignen Reiche sah der von seinen Niederlagen zurückkehrende König die Unzufriedenheit des Reichsrats und der Reichsstände höher und höher steigen. Im Kreise seiner Bundesgenossen hatte England seinen Doppelkrieg gegen Frankreich und Spanien im Jahr 1627 so unglücklich geführt, daß ein ruhmloser Ausgang der unbesonnenen Waffenerhebung vorauszu sehen war. Nur die Generalstaaten und Gustav Adolf hatten Erfolge zu verzeichnen: erstere, da sie neben dem im vorigen Jahr gewonnenen Oldenzaal jetzt noch Grol eroberten und damit ihre Ostgrenze schlossen, letzterer, indem er in scharfen Gefechten mit den polnischen Streitkräften seine in Ost- und Westpreußen gewonnenen Stellungen behauptete. Aber die Unterstützung, welche die Staaten Christian IV. gewährten, war nach wie vor gering, und Gustav Adolf, so sehr er auch in dem Vordringen der katholischen Mächte gegen die Ostseeküste eine Niederlage seiner eignen Sache erblickte, wurde doch durch den polnischen Krieg sowohl, wie die stets wache Eifersucht zwischen Schweden und Dänemark von dem so heiß ersehnten Eingreifen in den deutschen Krieg abgehalten. Vollends war es ein schlechter Trost für Christian, daß Frankreich demnächst nach Ueberwältigung seiner gegenwärtigen Feinde, die Hände für seine antiösterreichische Politik wider frei bekommen werde; denn die gegenwärtigen Feinde, gegen die Richelieu seine mächtige Thatkraft richtete, waren eben Christians Bundes- und Glaubensgenossen.

Halb überwunden, trat also der Dänenkönig in das neue Kriegsjahr ein. In der Natur der Sache lag es da, daß man neben dem Krieg auch den kommenden Frieden ins Auge faßte, und daß die kriegerischen Aktionen vor den Verhandlungen über die Friedensbedingungen zurückzutreten begannen.

¹⁾ Genau 759 570 fl. (Verzeichnis der Kriegsschäden der Markgrafschaft Baden-Durlach, übersandt an den Kaiser 1629 Juli 28. Münchener St.N. 4/4.)